FRIEDRICH MURAWSKI

Die politische Kirche und ihre biblischen „Urkunden"

THEODOR FRITSCH VERLAG / BERLIN

Die politische Kirche und ihre biblischen „Urkunden"

Nach der heutigen Bibelwissenschaft
dargestellt von

Dr. Friedrich Murawski

2. Auflage



Theodor Fritsch Verlag Berlin

Inhalt

Die Bezeichnung von Bibelstellen

Die biblischen Bücher werden im allgemeinen mit den Anfangsbuchstaben abgekürzt; danach folgt das Kapitel und — durch ein Komma getrennt — der Vers; Verse innerhalb desselben Kapitels werden durch einen Punkt getrennt; mehrere Kapitel werden durch ein Semikolon geschieden. — Als Bezeichnungen sind besonders zu erklären:

Gen = Genesis, 1. Buch Moses.
Exod = Exodus, 2. Buch Moses.
Levit = Leviticus, 3. Buch Moses.
Num = Numeri, 4. Buch Moses.
Deut = Deuteronomium, 5. Buch Moses.
Jos = Josua. — Ri = Richter. — Sam = Samuel. — Kön = Könige usw.
Apg = Apostelgeschichte.
Apok = Apokalypse, Offenbarung des Johannes.
V. d. Z. = vor der Zeitrechnung. — N. d. Z. = nach der Zeitrechnung.

Für die Bewertung der biblischen Berichte gelten folgende wissenschaftliche Begriffe:

Märchen = eine frei erfundene Erzählung, oft mit Wundern und Zauber verbunden.

Sage = ein Märchen, welches an bestimmte Personen, Orte oder Zeiten angeknüpft ist.

Anekdote = eine kleine Sage, welche eine bestimmte Person scharf kennzeichnen soll.

Legende = eine religiös-erbauliche Erzählung ohne Rücksicht auf geschichtliche Wahrheit, d. h. religiöses Märchen oder religiöse Sage.

Mythus = die von der Rassenseele bedingte, vielfach bildhafte Darstellung der Gottes- und Weltanschauung und deshalb die Sinndeutung von Welt und Leben. Auch eine einzelne Erzählung von Göttern oder göttlichen Taten wird als „Mythus" bezeichnet.

Einzelpreis RM 1.—

Partiepreise: ab 10 Stück 90 Pf., ab 25 Stück 85 Pf., ab 100 Stück 80 Pf.

Einleitung

Der gegenwärtige weltanschauliche Aufbruch stellt täglich jeden deutschen Menschen vor Fragen, denen er nicht ausweichen kann. Und wenn jemand noch so sorgfältig alle „dogmatischen Streitigkeiten“ meiden und vorsichtig jedem „Angriff auf ein Dogma“ aus dem Wege gehen will, so muß er sich doch jedenfalls mit geschichtlichen Fragen auseinandersetzen — und zu diesen gehören auch weitgehend die Fragen um die politische Kirche. Und da deren Entstehung nach Angabe der politischen Kirche selbst begründet ist in jener Schriftensammlung, die man „Bibel“ nennt, so ist auch die Erörterung geschichtlicher Bibelfragen notwendig: denn wo die Wurzeln der politischen Kirche liegen, da ist auch ihr Wesen am deutlichsten zu erkennen.

Wer jedoch vor solchen Fragen steht und sie beantworten will, der muß erst einmal sachlich richtig Bescheid wissen — und es würde nicht so viel Unsinn in diesen Dingen erzählt werden, wenn die notwendigen Sachkenntnisse vorhanden wären. Dabei handelt es sich aber doch um geschichtliche Fragen, in denen man schon einigermaßen klar sehen und sich zutreffend unterrichten kann; denn gerade die deutsche Wissenschaft hat in der eifrigen Arbeit von Jahrzehnten diese Fragen musterhaft behandelt und einer Klärung nähergeführt.

Deshalb ist es gut, sich recht sachlich, kühl und nüchtern über das Gebiet der Bibelkunde zu unterrichten. Dabei soll aber jede „Entstellung“ und „Verzerrung“ peinlich gemieden werden und jeder „Angriff auf ein Dogma“ unbedingt unterbleiben.

Was kann man da Besseres tun, als die Theologen fragen? Die Theologen sind ja die amtlichen Kirchenlehrer; sie müssen also genau Bescheid wissen, auf sie darf man sich jederzeit berufen, ihr Urteil kann man sich als maßgebend zu eigen machen. Und die Theologen ihrerseits können es ja auch nur begrüßen, wenn ihre kirchenamtliche Wissenschaft dem Volke nicht länger wie ein Geheimwissen vorenthalten, sondern allgemein anerkannt und zur Geltung gebracht wird.

Solche „theologischen Bibelstunden" zu den Fragen nach der Entstehung der politischen Kirche lassen sich sehr gut an das ungeheuer reichhaltige wissenschaftliche, theologische Schrifttum anschließen. Da es aber nicht ganz leicht ist, sich durch die vielen Einzelheiten hindurchzutasten, und da wenige Menschen die Muße haben, jahrelange Forschungen anzustellen, sollen auf den folgenden Seiten die Ergebnisse der theologischen Wissenschaft herausgehoben und zu einem großen Bild gefügt werden. Es soll sich ein umfassender Überblick ergeben über die wahren Wurzeln der geistesgeschichtlichen Entwicklung und der gegenwärtigen weltanschaulichen Lage — und zwar unter Beschränkung auf die geschichtliche Seite der Fragen. Dabei werden die Fachtheologen ausgiebig zu Worte kommen und zu wichtigen Fragen ihre Ansicht wörtlich äußern können (nur mit Übersetzung schwerverständlicher Fachausdrücke und Beschränkung auf das Wesentliche unter Auslassung längerer Einzeluntersuchungen).

Mit diesem Verfahren wird der Weg frei für eine selbständige Stellungnahme der Teilnehmer an solchen „Bibelstunden" — zumal gewisse Kreise heute versuchen, den Blick von den sicheren geschichtlichen Tatsachen abzulenken.

Es können hier freilich nur verhältnismäßig wenige Fragen behandelt werden, und zwar nur solche von grundsätzlicher Bedeutung — viele andere Dinge kann man nur kurz streifen. Für die einzelnen Bibelstellen — so interessant sie vielfach auch sein mögen — muß auf das fachwissenschaftliche Schrifttum verwiesen werden, während nähere Unterrichtung über die antike Geistesgeschichte bei den dafür zuständigen Gelehrten zu suchen ist. Es reicht ja aber für eine eindeutige Stellungnahme auch zunächst aus, wenn sich ein allgemeines geschichtliches Bild von der Bibel gewinnen läßt: damit ist dann die Entstehung der politischen Kirche verständlich geworden.

A. Das Alte Testament

Wer die Entstehung der politischen Kirche erforschen will, muß zur „Bibel" greifen. Schlägt er die Bibel auf, so findet er in ihr eine Sammlung kleinerer Schriften, die in zwei großen Teilen zusammengefaßt sind: dem Alten Testament und dem Neuen Testament. Diese Teile bilden je für sich eine gewisse Einheit und werden deshalb auch vorteilhafterweise getrennt besprochen.

1. Das Alte Testament

Das Alte Testament ist bekanntlich die Grundlage und das Erzeugnis des Judentums — und als „heiliges Buch" der Juden will es zunächst auch nur angesehen werden. Aber die „Christen" haben dieses Buch übernommen, haben es als „heilige Schrift", als „Wort Gottes" bewertet, haben auf dem Alten Testament ihre eigenen Anschauungen aufgebaut — und dadurch ist das Alte Testament über den Kreis des eigentlichen Judentums hinaus für die abendländische, auch für die deutsche Geistesgeschichte bedeutsam geworden.

2. Der Wortlaut des Alten Testamentes

Wenn das Alte Testament als „unfehlbare Offenbarung" bezeichnet wird und man dafür — von der jüdischen oder von einer anderen Kirche her — gläubige Hinnahme und demütige Unterwerfung verlangt: dann ist die erste wichtige Frage: Wie steht es mit dem Wortlaut des Alten Testamentes?

Sämtliche Theologen aller Richtungen antworten einmütig: Der ursprüngliche Wortlaut des Alten Testamentes ist nicht mehr zu ermitteln! Denn die älteste Handschrift des Alten Testamentes stammt aus dem Jahre 895 n. d. Z. (der Prophetenkodex in der Karäer-Synagoge zu Kairo), und mögen auch einzelne Bruchstücke schon früher bezeugt sein, so liegt doch wenigstens ein Jahrtausend zwischen der ersten Niederschrift der ältesten Bücher und der ältesten schriftlichen Bezeugung. Der gegenwärtige Konsonantentext ist im 2. Jahrhundert n. d. Z. festgelegt worden — aber er zeigt zahllose offenbare Fehler, vielfach sogar ganz unverständliche Stellen; und die gegenwärtige Aussprache ist im 7. bis 9. Jahrhundert n. d. Z. bestimmt worden — wobei durchaus ungewiß bleibt, ob das Hebräische jemals so ausgesprochen worden ist. Schreibfehler und willkürliche Änderungen haben also den Wortlaut tiefgehend verändert; selbst die Vergleichung der griechischen, syrischen, lateinischen und sonstigen alten Übersetzungen führt zu keiner sicheren Klärung; und deshalb ist nicht mehr zu ermitteln, wie die „Offenbarung" ursprünglich einmal gelautet haben soll.

Diese allgemeine Überzeugung aller Theologen weist darauf hin, daß man keinen Satz des Alten Testamentes ohne weiteres als „Geschichtsquelle" bewerten darf oder als „echt" bezeichnen kann, ohne erst noch vorher jedes Wort genau untersucht zu haben.

3. Die Entwicklung des Alten Testamentes

Nach vielen eingehenden Untersuchungen hat die gesamte theologische Wissenschaft die alte kirchliche Überlieferung von den Verfassern und der Entstehungszeit der alttestamentlichen Bücher fallen lassen. Nach den Gesamtergebnissen der heutigen theologischen Wissenschaft ergibt sich vielmehr folgendes Bild, wie es Prof. Eißfeldt-Halle[1]) zeichnet:

Keines der alttestamentlichen Bücher stammt in der heutigen Gestalt von dem Verfasser, dem es zugeschrieben wurde; es sind höchstens einige Grundbestandteile der Bücher „echt“ — das weitaus meiste ist später zugefügt und untergeschoben worden.

An ungefähren Entstehungszeiten seien genannt:

Um 1250 v. d. Z. die Einwanderung Israels nach Kanaan.

Um 1000 v. d. Z. Saul als erster Judenkönig; 1003 bis 965 David; 965 bis 926 Salomo.

Um 900 bis 800 v. d. Z. Niederschrift der ersten Stücke der Mosesbücher („Jahwist“ wegen der Verwendung des Gottesnamens Jahweh).

Um 750 v. d. Z. der Prophet Amos (im Buch Amos seine Aufzeichnungen bunt und ohne Ordnung mit späteren Zusätzen gemischt).

Um 745 bis 735 v. d. Z. der Prophet Hosea.

Um 740 bis 701 v. d. Z. der Prophet Jesaja (im Jesajabuch stammen von ihm nur die Kapitel 1—39).

Um 700 v. d. Z. in Nordisrael die erste Erweiterung der Mosesbücher („Elohist“ wegen Verwendung des Gottesnamens Elohim)

626 bis 587 v. d. Z. der Prophet Jeremia.

Um 621 v. d. Z. das fünfte Mosesbuch (Deuteronomium; der unbekannte Verfasser wird als „Deuteronomist“ bezeichnet, er hat auch die übrigen Stücke der Mosesbücher und der anschließenden geschichtlichen Schriften überarbeitet).

Nach 586 v. d. Z. der zweite Teil des Jesajabuches (Jes. 40—55 von einem unbekannten Verfasser, „Deuterojesaja“ genannt; die Kapitel 55—66 sind überhaupt nicht näher zu bestimmen).

Um 593 bis 571 v. d. Z. der Prophet Ezechiel (seine zwanzig Lieder sind im 5. Jahrhundert v. d. Z. zu dem heutigen Ezechielbuch erweitert worden.)

Zwischen 600 und 450 v. d. Z. das Josuabuch.

---

[1]) Eißfeldt, Einleitung in das Alte Testament, Tübingen 1934.

Um 444/432 v. d. Z. der Priesterkodex unter Esra (letzte gründliche Überarbeitung und Erweiterung der Mosesbücher; der Text wurde aber auch später noch andauernd verändert).

Zwischen 500 und 400 v. d. Z. die ersten Psalmen (die Rückführung auf den König David ist spätere Erfindung); das heutige Psalmenbuch ist erst um 150 v. d. Z. abgeschlossen worden, nachdem es im 4., 3. und 2. Jahrhundert starke Erweiterungen erfahren hatte; in ihm finden sich auch zahlreiche babylonische und ägyptische Stücke.

Um 400 v. d. Z. der Prophet Joel, ebenso die Bücher der Chronik sowie Esra-Nehemia.

Um 300 v. d. Z. das Buch Jona (dem Propheten Jona untergeschoben, welcher um 760 v. d. Z. lebte).

Zwischen 400 und 300 v. d. Z. die Bücher Hiob und Ruth.

Zwischen 300 und 200 v. d. Z. die Sprüche Salomos (die mit dem König Salomo nichts zu tun haben, vielmehr zum Teil aus ägyptischen Spruchsammlungen wörtlich übersetzt worden sind), das Hohelied und der Prediger (die beide ebenfalls nicht von Salomo stammen).

Um 200 v. d. Z. das Buch Tobit (Tobias).

Um 150 v. d. Z. das Buch Judith.

Um 167 bis 163 v. d. Z. das Buch Daniel (das mit einem Propheten des 6. Jahrhunderts am babylonischen Königshof durchaus nichts zu tun hat, vielmehr eine freie Erfindung ist, genau so wie Esther, Tobit, Judith, Ruth, Hiob).

Um 100 v. d. Z. das Buch Esther und das erste Makkabäerbuch.

Um 50 v. d. Z. das zweite Makkabäerbuch.

Um 100 bis 50 v. d. Z. die Weisheit Salomos (griechisch abgefaßt und dem König Salomo zugeschrieben).

Seit dem 2. Jahrhundert v. d. Z. entstanden jüdische Schriften in ständig wachsender Zahl, in Palästina und im weiteren Osten hebräisch-aramäisch, in Ägypten griechisch. Deren Anerkennung oder Ablehnung blieb zunächst zweifelhaft, weil man sich in der Bewertung freie Hand wahrte. Aber nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem durch Kaiser Titus (im Jahre 70 n. d. Z.) hielt man die Sammlung des Judentums um eine „heilige Schrift" für notwendig, und so wurde in Palästina auf einer Rabbinenversammlung in Jabne (Jamnia, um 90 bis 100 n. d. Z.) eine „Liste heiliger Bücher" festgesetzt, die um 150 n. d. Z. restlose Anerkennung fand und dann auch von der christlichen Kirche übernommen wurde (wobei die römische Kirche auch jene griechischen Stücke des Alten

Testamentes anerkannte, die von den Juden selbst abgelehnt wurden). —

Es hat also mehr als tausend Jahre gedauert, bis das Alte Testament abgeschlossen war — und während dieser Entwicklung wurde am Text noch dauernd geändert, zugefügt und abgestrichen. Die Tarnung durch falsche Verfassernamen und willkürliche Zeitangaben ist erst von der neuzeitlichen Wissenschaft durchschaut worden, und zwar gerade von den Theologen der Neuzeit. Angesichts der geschilderten Sachlage kann allerdings wissenschaftlich-theologisch von einer „Glaubwürdigkeit" alttestamentlicher Angaben nur mit stärkstem Vorbehalt gesprochen werden — von einer „Urkunde der Offenbarung" kann durchaus keine Rede sein!

4. Ursprung des Inhaltes des Alten Testamentes

Mit den eben dargestellten Tatsachen ist eigentlich das Alte Testament schon ausreichend beschrieben — jedenfalls wird es bedenklich, weltanschauliche Entscheidungen auf eine so zweifelhafte Unterlage gründen zu wollen.

Aber noch gründlicher hat die theologische Wissenschaft die einzelnen Fragen bearbeitet, vor allem auch die Fragen nach der Geschichtlichkeit der alttestamentlichen Angaben. Denn wenn Abraham, Isaak, Jakob, Mose und die Propheten als „Offenbarungsträger" gelten sollen, deren Ansichten auch außerhalb des Judentums streng verpflichtend seien — dann muß ihre Gestalt als unzweifelhaft sicher erwiesen sein.

Viele Einzelheiten des Alten Testamentes jedoch, die häufig erwähnt und sogar zur Grundlage weltanschaulicher Folgerungen gemacht werden, erweisen sich in der Darstellung der Theologen als recht eigenartig, so daß sie eine nähere Betrachtung verdienen.

Über diese Stoffe mag der Theologe Prof. Eißfeldt-Halle[1]) berichten, dessen Ansicht (im Auszug) wörtlich so lautet:

„Was im Alten Testament an Mythen oder Anklängen an solche vorliegt, ist ganz deutlich von auswärts nach Israel eingedrungen und hier, wenigstens weithin, seines eigentlich mythischen Charakters entkleidet worden. Das trifft zunächst zu bei dem aus Babylon nach Kanaan und Israel eingeströmten Mythus vom Kampf des Schöpfergottes mit dem Chaosungeheuer, der nur in dichterischen Stellen (Ps. 104, 6 ff., Hiob 38, 10 f.) deutliche Spuren seiner ursprünglichen Art hinterlassen hat. Eine ähnliche starke

1) Eißfeldt a. a. O. S. 36—40.

Umbildung hat den babylonischen Sintflutmythus in der biblischen Sintfluterzählung betroffen. Andere, anscheinend aus Nordsyrien nach Israel gekommene Mythen, die von der Auflehnung eines göttlichen Wesens gegen den höchsten Gott und seiner kläglichen Niederlage zu erzählen wußten, haben eine derartige Umgestaltung nicht erfahren, sondern sind einigermaßen in ihrer Urgestalt belassen worden (etwa Jes 12, 12 ff.; Ez 28, 1—19)." — Von anderen Mythen sei noch genannt: der Mythus vom Regenbogen (Gen 9, 12 f.), der als der Kriegsbogen Jahwehs erscheint — der Gott stellt ihn in die Wolken, wenn er nicht mehr die Blitzpfeile schießen will; der Mythus von der Schöpfung des Weibes (Gen 2, 21 f.), der den Trieb zur Geschlechtsgemeinschaft erklären will; der Mythus vom Paradies mit seiner Zauberwache (Gen 3, 24); der Mythus von den Ehen der Söhne Gottes (Gen 6, 1 ff.); die Gestalt des Nimrod (Gen 10, 8 ff.) entspricht einem assyrischen Gott der Jagd und des Krieges namens Namartu (Ninib).

Prof. Eißfeldt führt weiter aus: „Sehr viel mehr Spuren hat das Märchen im Alten Testament hinterlassen. Handelt es sich dabei auch eigentlich nicht um ausgeführte Märchenerzählungen, sondern nur um Märchenmotive, so zeigen doch auch diese, daß Märchen in Israel sehr beliebt gewesen sein müssen. Von Wunschdingen, wie dem Mehlfaß und dem Ölkrug, die unerschöpflich sind (1. Kön 17, 7 ff.; 2. Kön 4, 1 ff.), von redenden Tieren wie Bileams Eselin (Num 22, 22 ff.), von hilfreichen Tieren wie Elias Raben (1. Kön 17, 1 ff.), und von vielen anderen märchenhaften Dingen ist da die Rede. Weiter ist der erste Teil der Jona-Erzählung mehr märchenhafter als mythologischer Art, und der Tobit-Geschichte liegt deutlich das sehr weit verbreitete Märchen vom dankbaren Toten zugrunde. Zeigt das schon, daß Israel an dem internationalen Märchengut seinen Anteil gehabt hat, so macht die Erzählung vom „salomonischen Urteil" (1. Kön 3, 16—28) es noch deutlicher. Denn hier handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um ein auf Salomo übertragenes Märchen indischer Herkunft." — An weiteren Märchen sei nur erwähnt der Bericht vom Stillstand der Sonne auf Josuas Befehl (Jos 10, 12 ff.) und vom Rückgang des Schattens auf der Sonnenuhr bei Jesaja (2 Kön 20, 8 ff.).

Prof. Eißfeldt kommt dann auf Sagen und Legenden zu sprechen: „Als Novellen wären etwa manche der in Gen 37; 39—48; 50 vereinigten Erzählungen über Joseph und seine Brüder zu nennen, insbesondere die von seiner Versuchung und Verfüh-

rung durch Potiphars Weib (Gen 39), der — ähnlich wie der schon genannten Tobit-Erzählung — ein Märchen zugrunde liegt, nämlich das in aller Welt verbreitete von der verleumderischen Ehefrau, das in diesem Falle über Ägypten nach Israel gekommen sein wird. Auch die Ruth-Erzählung und das Volksbuch von Hiob sind ans Märchen erinnernde Novellen. Schließlich wird man auch die Susanna-Erzählung hierher rechnen müssen. — Sehr reich ist das Alte Testament an Sagen. Eine Orts- oder Natursage ist die Sodom-Geschichte (Gen 19): sie will die öde Unfruchtbarkeit und Verlassenheit an den Rändern der Südhälfte des Toten Meeres und vielleicht auch das Vorhandensein dieser Südhälfte selbst erklären. Daß dunkle Erinnerung an verschollene Siedelungen jener Gegend nachklingt, ist gar nicht ausgeschlossen, aber die Erzählung ist darum doch eine Sage, die in überall vorkommenden Geschichten von Teufelsseen und dergleichen viele Seitenstücke hat. Ein Zug deutender Tiersage ist in dem nach dem Sündenfall über die Schlange ergehenden Fluch enthalten, daß sie auf dem Bauch kriechen, sich nur von Erde nähren und ständig den Fußtritten des Menschen ausgesetzt sein solle. Die dem Israeliten im Vergleich zu den anderen Tieren entsetzlich vorkommende Lebensweise der Schlangen und ihre besonders große Gefährdung durch den Menschen wird hier also daraus erklärt, daß die Stamm-Mutter der Schlangen durch die Verführung des Weibes eine furchtbare Schuld auf sich geladen hat, die sie und ihre Nachkommen durch ihr grausiges Los abbüßen müssen. — Das für Israel ganz besonders Kennzeichnende aber sind seine Stammes- und Volkssagen. Von Stammes- und Volkssagen ist die Genesis voll. Dazu gehören außer den Hagar- und Josephsgeschichten etwa noch die Segnung Sems und Japhets und die Verfluchung Kanaans durch Noah (Gen 9, 20 ff.), Erzeugung und Geburt von Moab und Ammon (Gen 19, 30 ff.), Rebekkas Schwangerschaft und die Geburt Esaus und Jakobs (Gen 25, 21 ff.), die Adoption Ephraims und Manasses durch Jakob (Gen 48). Zum Typus novellistischer Ausgestaltung wären zu rechnen die Erschleichung des Erstgeburtssegens durch Jakob (Gen 27), und vollends solche Erzählungen wie die von der Opferung Isaaks (Gen 22) und von der Werbung um die Rebekka (Gen 24). Aus der Fülle der Mose-Erzählungen — von denen im übrigen manche, wie die Kindheitsgeschichte (Exod 2, 1—10), märchenhafter Art sind, andere, wie die von der Verwandlung bitteren Wassers in süßes, von der Manna- und Wachtelgabe und von der aus dem Felsen geschlagenen Quelle (Exod 15—17), Gott als den eigent-

lich Handelnden erscheinen lassen und darum zu den Legenden gerechnet werden müssen — möchte man die von der Besiegung der Amalekiter (Exod 17) und die von der Zerschmetterung der Gesetzestafeln (Exod 32) doch lieber zu den Heldensagen zählen. Eine stattliche Reihe von Heldensagen stellen sodann die in Jos 1 bis 11; Ri 3, 7—16, 31; 1. Sam 11; 13—14; 17 verarbeiteten Einzelerzählungen dar, die neben anderen von Deborah und Barak, von Gideon und Jephthah, von Saul und Jonathan und David handeln — wiewohl Davids Sieg über Goliath (1. Sam 17) auch und vielleicht mit größerem Recht zu den Legenden gerechnet werden kann. Einige der Simsonerzählungen (Ri 15; 16) wird man eher zu den Anekdoten zu stellen haben, und dasselbe gilt von den Erzählungen über die Taten der Helden Davids (2. Sam 23, 8—23) und über Davids großmütiges Verhalten gegen Saul (1. Sam 24; 26). — Zu den Legenden gehört als Ortslegende die Erzählung von Jakobs Traum in Bethel (Gen 28, 10—22). Deren gegenwärtige Form kann doch die Tatsache nicht verdunkeln, daß die Erzählung ursprünglich nicht Jahweh gegolten hat, sondern einem kanaanäischen „El" (Gott). Ähnlich liegt die Hagar-Geschichte (Gen 16, 4—14). Deutende Kultlegenden von der eben genannten Art sind die beiden einander sehr ähnlichen Erzählungen Exod 3, 1—5 und Jos 5, 13—15, die erste am Sinai-Horeb, die andere in Gilgal bei Jericho spielend. Dort ruft Gott aus dem Feuer ausstrahlenden Dornbusch Mose die Worte zu: Ziehe deine Schuhe aus, denn die Stätte, auf der du stehst, ist heilig. Und hier erscheint der Anführer des Kriegsheeres Jahwehs dem Josua und sagt ihm dieselben Worte. Eine derartige Kultlegende ist auch der Schluß der Erzählung von Davids Volkszählung (2. Sam 24), wo die Heiligkeit des Grundes, auf dem sich später der Tempel erhob, damit erklärt wird, daß David auf diesem, bisher profanen, nämlich als Tenne dienenden Platz göttlichem Geheiß folgend einen Sühnaltar gebaut hat. Die Legende weiß aber auch von vielen Einzelheiten des Kultus ihren Ursprung und ihre Geschichte anzugeben. So berichtet sie von der Entstehung der bis etwa 700 v. d. Z. im Tempel zu Jerusalem verehrten (2. Kön 18, 4) ehernen Schlange (Num 21, 4—9), und von mannigfachen wunderbaren Wirkungen, die von der Lade Jahwehs ausgegangen sind (1. Sam 4—6; 2. Sam 6). Nicht selten haben wir über denselben Gegenstand mehrere Legenden, die über seine Herkunft verschiedene Auskunft gegeben. Die Beschneidungssitte wird nicht weniger als dreimal begründet: nach Gen 17 ist sie durch Abraham eingeführt

worden, nach Exod 4, 24 ff. war Mose oder Moses Sohn der erste Israelit, an dem sie vollzogen wurde, und nach Jos 5, 2. 3. 8. 9 (Vers 4—7 und die Worte „wiederum“ in Vers 2 sind ein Versuch, diese Erzählung mit den beiden eben genannten auszugleichen) hat Israel mit der Beschneidung erst in Kanaan begonnen. So ist das Alte Testament außerordentlich reich an Kultlegenden. — Die Bücher Samuel, Könige und Chronik sind voll von Prophetenlegenden, von solchen, die sich an bekannte Propheten knüpfen wie an Ahia von Silo (1. Kön 11; 14), und solchen, die ohne Namen sind (1. Kön 13, 1—32). Die klassischen Gestalten der Prophetenlegende aber sind Samuel, Elia, Elisa und Jesaja, und je länger je mehr ist dann auch Jeremias Gestalt mit Legenden umwoben worden. — Die Spätzeit, in erster Linie die Zeit der Unterdrückung der jüdischen Religion durch Antiochus IV. Epiphanes (175—163 v. d. Z.), hat dann eine neue Art der Legende erzeugt oder ihr doch jedenfalls eine bis dahin unerhörte Ausbildung und Bedeutung verschafft: die Martyrerlegende, in der der inzwischen in die jüdische Religion eingezogene Auferstehungs- und Jenseitsglaube einen breiten Raum einnimmt. Hierher gehören die Bücher von Daniel und den Makkabäern.“

Hierzu wäre noch an Einzelheiten zu ergänzen, daß die Gestalten der Vorgeschichte Israels durchweg sagenhaft sind, wie noch im einzelnen zu zeigen sein wird. Weiterhin ist Legende die Erzählung vom Sabbath (Gen 2, 2 f.), welcher als Feiertag wohl aus Babylon stammt, und der Bericht über das Passahfest (Exod 12, 27). Es wird sogar im Alten Testament selbst die Sage wiederholt als solche entlarvt, so z. B. der Sieg Davids über Goliath (1. Sam 17) — denn später (2. Sam 21, 19) wird gesagt, daß Goliath von Elhanan erschlagen worden sei; oder die Eliasage von der Kirchenverfolgung durch Ahab (1. Kön 18, 13), der alle Jahwehpropheten ermordet haben soll — während er kurz darauf vierhundert Jahwehpropheten in seinem Dienst hat (1. Kön 22, 8); oder die Sage von Sodom und Gomorrha, die ganz vergißt, daß sie am „Salzmeer“ spielt, dafür aber (Gen 19, 24), einen Vulkanausbruch schildert, so daß sie ursprünglich in den Lavafeldern Nordarabiens erzählt worden sein muß (Hosea nennt übrigens die beiden Orte Adma und Seboim, Hos 11, 8). —

Über alle diese Dinge herrscht heute innerhalb der theologischen Wissenschaft nicht der geringste Zweifel mehr: Schöpfungsgeschichte, Paradieseserzählung, Sündenfall und Sintflut, Adam, Kain und Abel, Noah, und all die Berichte, von denen eben einige

wenige Beispiele gegeben wurden — alles ist freie Erfindung und ist als solche erwiesen, und zwar erwiesen von den Theologen, die nirgends die Spur einer „Offenbarung" feststellen konnten.

Das theologische Urteil ist einstimmig und nicht mehr zu erschüttern. Und es bleibt nur die Frage offen: Warum wird in deutschen Schulen noch als „Geschichte" gelehrt, was die Theologen selbst als „Sage" und „Märchen" erwiesen haben? Welchen Vorzug sollen jüdische Märchen vor deutschen haben?

5. Die Ahnherren Israels

Die Behauptung der Juden, das „auserwählte Volk" zu sein, stützt sich auf die Behauptung der Mosesbücher, wonach Jahweh erst den Noah anläßlich der Sintflut, dann unter dessen Nachkommen den Abraham „auserwählt" habe: mit Abraham und seinen Nachkommen habe Jahweh einen „Bund" geschlossen, dem entstehenden Volk das Land Kanaan (Palästina) geschenkt, den Bund am Sinai erneuert und dabei das „göttliche Gesetz" gegeben, das für alle Zeiten und alle Menschen verbindlich sein sollte.

Hat nun die israelitische Eroberung Kanaans um 1250 v. d. Z. begonnen, so müssen — nach den alttestamentlichen Zeitangaben — die Ereignisse um Abraham, Isaak und Jakob etwa um 1800 v. d. Z. sich abgespielt haben. Es stammt aber die älteste Darstellung des „Jahwisten" (eines Verfassers aus Juda, der den Gottesnamen Jahweh bevorzugt) aus der Zeit nach Salomo, so daß also der Grundstock der Mosesbücher erst 350—400 Jahre nach dem Einfall in Palästina entstand; dabei hat der Jahwist wohl eine ältere „Laienquelle" verwertet, die sich durch derbe und rohe Formen auszeichnete. Diese erste Darstellung wurde um 700 v. d. Z. vom „Elohisten" (einem Mann aus Nordisrael, der die Gottesbezeichnung Elohim gebraucht) überarbeitet und mit zahllosen Zusätzen wahllos erweitert, wobei schon die ersten Widersprüche in die Darstellung kamen (so läßt er z. B. ein Heer von 600000 Kriegstüchtigen, also ein Volk von etwa 2 Millionen, nebst Viehherden usw. jahrelang durch die trostlose dürre Wüste ziehen, Exod 12, 37 f.). Eine neue Erweiterung bedeutete die Arbeit des „Deuteronomisten", von welchem nicht nur das fünfte Mosesbuch (Deuteronomium) stammt, sondern auch manche Veränderung des früheren Textes. Um 440 v. d. Z. ist schließlich noch der „Priesterkodex" entstanden, der außer einem Großteil der „mosaischen" Gesetze eine

völlige Überarbeitung der Mosesbücher im Sinne der Jerusalemspriester bedeutete (dem Priesterkodex entstammt z. B. die erste Schöpfungsgeschichte Gen 1—2, 4 nach babylonischem Muster, während die zweite Schöpfungsgeschichte Gen 2, 4—3, 24 vom Jahwisten herrührt). Schon zum Grundstock und deshalb natürlich auch zum endgültigen Ergebnis dieser Überarbeitungen gehörte eigentlich auch das Josuabuch, das erst später abgetrennt worden ist, nebst dem Richterbuch und den Samuelbüchern. Von den Priestern wurde auch die übrige geschichtliche Darstellung (Bücher der Könige und der Chroniken) gestaltet, so daß heute nur noch vorliegt, was den Priestern in Jerusalem genehm war.

So ist also der Stoff zur „Geschichte" Israels nicht nur Jahrhunderte nach den fraglichen Ereignissen gestaltet, sondern auch immer wieder umgeformt worden — bis endlich ein Jahrtausend und mehr zwischen den Ereignissen und den Berichten lag. Und dabei hat die dauernde Erweiterung auch rücksichtslos in die älteren Stücke eingegriffen, so daß die heutige Wissenschaft nur unter den größten Schwierigkeiten die Einzelheiten herauszulösen vermag. Betont werden muß aber nachdrücklich, daß die gesamte Theologie sich in den Grundzügen über diese Frage einig ist. Man mag irgendein Fachwerk eines maßgeblichen Theologen zur Hand nehmen — nirgends wird man noch die alten jüdischen oder kirchlichen Anschauungen vertreten finden! —

Nun aber zu den einzelnen Berichten über Israels Ahnherren.

Über Abraham weiß die heutige Theologie folgendes zu sagen, was (auszugsweise) mit den Worten des verstorbenen Prof. Gunkel-Halle[1]) wiedergegeben sei: „Das Gesamtbild der Überlieferungsgeschichte über Abraham ist dieses: einige wenige uralte Erzählungen am Anfang, über welche aber die Späteren ein reiches Rankenwerk geflochten haben. Daß die Erzählungen Sagen sind, sollte nicht mehr bestritten werden. Fragen darf man nur, ob in den Sagen nicht einzelnes Geschichtliches enthalten ist. Der zeitliche Abstand der Überlieferung, auch der ältesten, von den etwaigen Ereignissen ist so gewaltig, daß wir uns nicht allzu großen Hoffnungen über das aus diesen Sagen zu Findende hingeben dürfen. So ist es ganz undenkbar, daß wir noch imstande wären, die Religion Abrahams zu erkennen oder gar sein Charakterbild zu entwerfen. Jedenfalls ist die neuerdings aufgestellte Vermutung,

---

[1]) RGG (Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 2. Aufl., Tübingen 1928ff.) I 66—68.

Abraham habe im Gegensatz zu der damals in Babylon herrschenden Religion das Land verlassen, aus der biblischen Erzählung nicht zu beweisen. Ebenso haltlos ist es, in Abrahams Religion einen babylonischen Einschlag zu finden. Möglich ist, daß die Überlieferung der Jakobsgeschichten (Gen 29, 1. Elohist) das Richtige erhalten hat: daß die ursprüngliche Heimat die östliche Steppe gewesen sei, wo man mit aramäischen Wüstenstämmen zusammengehaust habe. Noch einschneidender ist die Beobachtung, daß in den ältesten Erzählungen niemals von Abraham als dem Vorfahren Israels die Rede ist, wie sie denn auch keine Verheißungen an ihn enthalten; das sind vielmehr Vorstellungen, die erst auf späterer Stufe der Überlieferung hinzugekommen sind. Wir können auch noch sagen, wo diese Gestalt ursprünglich ihren Sitz gehabt hat. Von den ältesten Sagen stammen einige aus fremden Völkern, so die Ismaelgeschichte aus dem arabischen Stamm Ismael, die Lotgeschichte aus Moab und Ammon, als deren Ahnherr Lot gilt — demnach bleibt als eigentliche Abraham-Geschichte nur die Hebron-Sage übrig. Das Endergebnis ist also: Es gab in uralter Zeit die Gestalt eines Hirten Abraham, von dem man erzählte, daß er in Hebron gewesen sei, einst drei göttliche Wesen in edler Gastfreundschaft aufgenommen und zur Belohnung durch ihr wunderwirkendes Wort einen Sohn empfangen habe. Diese Gestalt, von Anfang an eine Idealfigur, ist schon in sehr alter Zeit durch eine Reihe anderer Erzählungen, die auf sie übertragen wurden, bereichert worden. Der Hauptschritt aber geschah, als Israel — das sich in der ersten Königszeit neu zusammenschließt — sich Ahnherren sucht und in den beliebtesten Märchenfiguren findet. So ward Abraham ein Ahnherr Israels; das Wichtigste, was man damals der Überlieferung hinzufügte, war, daß er die Verheißung, Vater eines Volkes zu werden, empfing, und daß er dieser Verheißung gläubig vertraute.“

Nach dieser Darlegung eines kirchlichen Fachwissenschaftlers erübrigt sich eine eingehende Behandlung der einzelnen Sagenzüge. Auch eine besondere Behandlung der Gestalt Isaaks ist nicht notwendig, da er in allen Erzählungen nur eine Nebenrolle spielt.

Die Fortsetzung der alttestamentlichen Schilderungen geht wieder nicht über den Rahmen der bloßen Sage hinaus. Die Gestalt Jakobs ist eine alte orientalische Erzählungsfigur: ein listiger Hirt, der in verschiedenen Lagen durch seine gewissenlose Schlauheit sich aus der Schlinge zu ziehen weiß. In diesen Sagenkranz sind völkergeschichtliche Erinnerungen hineingearbeitet worden: Jakob

und Esau bedeuten Israel und Edom, die zur Zeit Davids sich bekämpfen, wobei Israel Sieger blieb; Jakob und Laban erinnern an eine Auseinandersetzung zwischen Israel und den Aramäern (Gen 32, 52) östlich von Damaskus. Die Ortssagen von Bethel (wo dem auf dem heiligen Stein Schlafenden die Gottheit erscheint; Gen 28, 11—22), Mahanaim (wo man Jahwehs Engellager treffen kann; Gen 32, 2 f.), Sichem (wo unter einer Eiche Götterbilder vergraben sein sollen; Gen 35, 4), Pniel (wo der Dämon des Flusses Jabbok mit einem Mann gerungen, ihn aber aus Angst vor dem anbrechenden Morgen gesegnet habe; Gen 32, 22—33) sind in den größeren Sagenkranz eingezeichnet worden. Und eine Fortführung der ganzen Sagensammlung sind dann die Berichte von den Söhnen Jakobs und ihren Geschicken, den Ahnherren der einzelnen israelitischen Stämme: in ihnen kommt die semitische Neigung zur Geltung, die Stammesgeschichte als die Geschichte von Einzelpersonen darzustellen.

Über alle diese Dinge sind sich alle Theologen einig, soweit sie wissenschaftlich denken. Und damit ist gesagt: Vom theologischen Standpunkt weiß man keinen Unterschied zwischen den jüdischen Sagen und beliebigen anderen anzugeben. Womit wieder die Frage aufgeworfen wird: Wenn doch nur Sagen — warum dann ausgerechnet jüdische?

6. Die wirkliche Geschichte Israels

Dem nüchternen Blick der theologischen Wissenschaft bietet die wirkliche Geschichte Israels durchaus nichts Wunderbares.

Die Israeliten sind Angehörige der semitischen Völkerschaften, ursprünglich heimisch in jenem Gebiet Vorderasiens, das begrenzt wird durch die syrische Wüste, Mesopotamien, Persien, Kleinasien, das Mittelländische Meer und Ägypten. In diesem Gebiet hausten die nomadischen und halbnomadischen Stämme der Semiten, hin und her ziehend, gelegentlich räubernd, in ewigem Krieg mit den Bewohnern des Kulturlandes. Die Semiten waren und sind Träger der „wüstenländischen Seele" — fanatisch, sprunghaft, mit reicher, aber unschöpferischer Einbildungskraft, ohne künstlerische oder sonstige schöpferische Fähigkeiten, rein „diesseitig" materialistisch eingestellt — in ihrer Seele verbindet sich übertriebenes Geltungsbedürfnis mit kriechender Demut vor den Starken, besonders vor den Göttern; sie sind von starker Sinnlichkeit; Diszip-

lin kennen sie nicht, so daß sie untereinander ewig uneinig sind und deshalb auch politisch nie zu etwas kommen; sie können sich hemmungslos den wüstesten Ausschweifungen hingeben und darin sogar „Religion“ erblicken (heilige Dirnen, Kedeschen), und dann wieder zeigt sich Weltflucht (das spätere Mönchtum) und Lebensverneinung (Selbstentmannung der syrischen Priester); groß sind sie wie alle asiatischen Nomaden im Zerstören ohne Fähigkeit zum Aufbau.

Seit dem 15. Jahrhundert v. d. Z. wurde diesen Stämmen ihr Raum in der syrisch-arabischen Wüste zu enge, und sie drängten nordwärts auf das Kulturland zu. Gelegentlich kamen einzelne Stämme auch in den Bereich Ägyptens — aber sie wurden bald wieder hinausgedrängt, oder sie zogen freiwillig ab, weil sie dort arbeiten mußten: und das war dem Nomaden ein Greuel (vgl. Gen 3, 17 ff.), der nur von Viehzucht, Handel und Räuberei lebte (hierher gehört die Sage vom gänzlich ungeschichtlichen 430jährigen Aufenthalt der Jakobsfamilie in Ägypten und vom Auszug Israels aus Ägypten). Es blieb als Eroberungsland schließlich nur Palästina.

Palästina war im 2. Jahrtausend v. d. Z. mit Syrien zusammen eine zeitlang ägyptisches Herrschaftsgebiet. Der Einbruch der Hethiter von Norden her hatte schon in Syrien die ägyptische Macht ins Wanken gebracht, als um 1300 v. d. Z. die ganze Herrschaft der Pharaonen auf asiatischem Boden zugrunde ging unter dem Ansturm neuer Völkerbewegungen. Von Syrien her drangen die Philister und andere Seevölker nach Palästina vor; sie kamen aus Kleinasien und dem ägäischen Gebiet. Und gleichzeitig zogen von Osten und Süden die Aramäer heran, die sich aber mit gebirgigen Gegenden Palästinas begnügen mußten; zu diesen Völkern gehörten Israeliten, Ammoniter, Moabiter, Edomiter.

Als erste Gruppe der Aramäer kamen die Hebräer, die nach ihrer eigenen Überlieferung mit den Aramäern zusammengehören (Deut 26, 5); und diese Hebräer sind um 1200 v. d. Z. bereits in Palästina eingedrungen, wie die Israel-Säule des Pharao Menephtha von Ägypten zeigt. Als zweite Gruppe eroberten die Chaldäer ungefähr um 1000 v. d. Z. das südliche Babylonien und gründeten am persischen Golf einen eigenen Staat, der 612 v. d. Z. nach dem Untergang Ninives zum chaldäischen Weltreich wurde. Die dritte Gruppe zog nach Nordsyrien und verdrängte dort die Hethiter; diese Gruppe hat den Namen Aramäer behalten.

Die „Hebräer“ sind niemand anders als das Volk Israel. Aber im Vorbeigehen lohnt es sich, einen Blick auf den Namen „Hebräer“ zu werfen. Erst im 5. Jahrhundert v. d. Z. redete man von einer „hebräischen Sprache“ — vorher hieß sie die „jüdische Sprache“; und in jener Zeit wurde die Bezeichnung „Hebräer“ zum Namen eines Volkes. Vorher aber war — wie der Theologe Prof. Alt-Leipzig[1]) ausführt — der Name „Hebräer“ (Ibri) Bezeichnung für wirtschaftlich und sozial Herabgekommene, die sich in Knechtschaft begeben mußten (Exod 22, 2; Deut 15, 12; Jerem, 34, 9. 14; wohl auch 1. Sam 13, 3. 7; 14, 11. 21). Die Herkunft des Namens ist unsicher; vielleicht wurde er aus einer Fremdsprache übernommen — es bestehen sprachlich und sachlich naheliegende Zusammenhänge mit dem Namen „Chabiru“ (sumerisch, im 3. Jahrtausend v. d. Z. schon in Babylonien vorkommend, im 2. Jahrtausend v. d. Z. in Kleinasien, Syrien, Palästina erwähnt) und dem ägyptischen Ausdruck „Pr“ (im 13. und 12. Jahrhundert v. d. Z.) — und diese Namen sind nicht Bezeichnungen für Völker, sondern für mindergeachtete Leute: ausländische Arbeiter, Söldner und Sklaven. Diese — allerdings noch nicht ganz sichere — Wortableitung wird durch den innerjüdischen Sprachgebrauch gesichert; und somit wäre „Hebräer“ eigentlich zu übersetzen mit „Lump“! demnach hätten die Juden schon damals in einem eigentümlichen Ansehen gestanden!

Den Ablauf der jüdischen Geschichte bis zur Königszeit schildern nun die folgenden Ausführungen des Theologie Prof. Begrich-Marburg[2]) (unter Beschränkung auf das Wesentliche hier wiedergegeben): „Das nationale Selbstbewußtsein Israels ist durchaus geschichtlich begründet; es beruht wesentlich auf der Überzeugung der Volksangehörigen, in Palästina nicht einheimisch und den dortigen wie überhaupt den älteren Kulturvölkern völlig fremd zu sein und überdies in der festen Gebundenheit an Jahweh die göttliche Bürgschaft für dauerndes Eigenleben in der Geschichte zu besitzen. Einzelheiten über die Vorgeschichte der Stämme Israels lassen sich nur schwer feststellen. Was man sich von den Vorfahren erzählte, das galt in der Regel nicht als Erinnerung an die Sondergeschichte der alten Volksteile, sondern entweder als gemeinsames Erlebnis des Volksganzen unter Führung eines einzelnen Helden (so bei Mose und Josua) oder

---

[1]) RGG II 1668f.

[2]) RGG III 437—442.

als persönliche Geschichte der Ahnherren, die in dem Schicksal der Nachkommen fortwirkt (so bei Abraham, Isaak und Jakob). Aus der Unsicherheit darüber, was in diesem Sagenschatz auf echte Erinnerungen an volks- oder stammesgeschichtliche Vorgänge oder an bestimmte Führergestalten zurückgeführt werden darf, erklären sich die weitgehenden Unterschiede in den Wiederherstellungsversuchen der neueren geschichtlichen Forschung, die man wohl niemals ganz wird ausgleichen können. Gewisse Grundzüge werden aber von dieser Unsicherheit nicht berührt. So vor allem das Hervorgehen der Stämme Israels aus den halbnomadischen Lebensformen der Ränder Palästinas. Nur von hier aus ist die noch in der Zeit nach dem Übergang in das Kulturleben Jahrhunderte lang bewährte Stärke der Stammesorganisation Israels zu verstehen, desgleichen die von der Sage festgehaltene Erinnerung an alte Beziehungen zu anderen Stämmen, die dauernd auf jener nomadischen Stufe verharrten, vor allem aber auch die religiöse Bindung an einen Gott, dessen ältesten Wohnsitz auf Erden man noch lange hernach draußen in der Wüste kennt, und im Zusammenhang damit das dauernde Fortwirken nomadischer Lebensideale in Israels Religion. Die älteste Verbindung der Stämme zu einer höheren Einheit, aus der das historische Volk Israel erwachsen konnte, wird man sich am ersten nach der Art solcher Zusammenschlüsse in der Frühgeschichte Griechenlands und Italiens denken dürfen, d. h. in der Form heiliger Verbände um gemeinsame Heiligtümer, die unter Umständen auch politischen Einfluß gewinnen konnten, ohne jedoch ihren Gliedern die Selbständigkeit ganz zu nehmen. Allem Anschein nach geht das mit geringen Veränderungen dauernd bewahrte System der zwölf Stämme Israels auf einen solchen Verband zurück. Diesem Bilde fügen sich die Überlieferungen von Mose als erstem Führer des Volkes und als Begründer der nationalen Religion Israels ohne Schwierigkeit ein. Der mit seiner Person verknüpfte Auszug aus Ägypten dürfte allerdings nur das entscheidende Erlebnis einer einzelnen Gruppe, nämlich des Hauses Joseph, sein. Hingegen handelt es sich bei den Erzählungen vom Besuch am Gottesberg in der Wüste und vollends von dem langen Aufenthalt bei dem Heiligtum von Kadesch (am äußersten Südrand der Halbwüste südlich von Palästina) eher um Erinnerungen an den einstigen Gemeinbesitz des ganzen Stämmebundes, von dessen Gliedern vielleicht ein großer Teil schon damals im Kulturland saß. Die Landnahme der Stämme in Palästina erfolgte — entgegen der

verallgemeinernden Darstellung des Josuabuches, dessen Grundstock von alten Erzählungen es in Wirklichkeit fast nur mit Benjamin zu tun hat — in einer Reihe von Einzelvorstößen (vgl. Ri 1), teils vielleicht von Süden, teils östlich um das Tote Meer. Sie konnte nur gelingen, weil Palästina damals auch politisch tief zerklüftet war. Je nach Örtlichkeit und politischer Lage führten infolgedessen die Einwanderungsschübe der Stämme Israels zu sehr verschiedenen Ergebnissen. Unsere Nachrichten reichen nicht aus, um die ganze Buntheit der Vorgänge zu erfassen. Wahrscheinlich gehen die ersten Anfänge der Einwanderung bis weit in die Periode der ägyptischen Herrschaft über das Land zurück; ihr Ende fällt wohl erst in das 12. Jahrhundert v. d. Z. Klar hingegen ist das gebietsmäßige Ergebnis: in der Hauptsache nur die Bergländer westlich und teilweise die östlich vom Jordan gingen jetzt in den Besitz Israels über; die Ebenen verblieben ihren alten Herren, soweit sich nicht die Philister und ihre Verwandten etwa zur gleichen Zeit ihrer bemächtigten. Der übergreifende nationale Zusammenhang Israels wurde zunächst in Palästina nicht kräftiger, sondern hatte Mühe, sich zu behaupten. Daß er nicht ganz verloren ging, lehrt die erste israelitische Staatenbildung um die Wende vom 2. zum 1. Jahrtausend v. d. Z. Die Zeitrechnung der Könige von Israel und Juda stellt ein Gebiet alttestamentlicher Forschung dar, für das trotz vieler scharfsinniger Untersuchungen eine wirklich einleuchtende Lösung noch nicht gefunden ist. Die Ursache für diese Lage der Forschung liegt in dem Zustand der masoretischen Überlieferung des alttestamentlichen Textes."

Das ist das nüchterne Ergebnis wirklicher *theologischer Wissenschaft*. Dagegen sticht freilich die *jüdische* Darstellung sehr ab — aber eine kleine Einzelheit (auf welche Prof. Eißfeldt-Halle[1]) hinweist) kann deren Haltung veranschaulichen: Durch ein Wunder (Jos 2 und 6) wollen die Juden die starke Königsburg von *Jericho* erobert haben — und die Schilderung ist geradezu raffiniert journalistisch aufgezogen. Aber wie war es in Wirklichkeit? Jerichos Mauer, um 2000 v. d. Z. besonders stark erbaut, ist schon um 1500 v. d. Z. zerstört worden — also 250 Jahre *vor* dem Anmarsch der Juden! — und Jericho war seitdem ein unbedeutender Bergflecken, zu dessen „Eroberung" dann freilich die Priesterposaunen ausreichten. — Von gleichem Wert aber sind *sämtliche* großmäulige jüdische Darstellungen: vom Wüstenzug

---

1) RGG III 81.

des Millionenvolkes über die Pracht des (nie vorhandenen) Bundeszeltes bis zum „Edelmut" Davids, der „Weisheit" Salomos und dem Glanz des — nach 1. Kön 9, 10—13 nicht bezahlten — Tempels in Jerusalem. Man muß überall die jüdische Anmaßung und Einbildung abziehen, um auf die Wirklichkeit zu kommen.

Und diese Wirklichkeit ist kläglich genug! Ein einheitliches Judenreich bestand nur etwa von 1004—925 v. d. Z. Dann zerfiel es bereits in zwei Teile; beide wurden dauernd von Revolutionen erschüttert, bis 721 v. d. Z. das Nordreich durch Sargon von Assyrien ein Ende fand (seitdem sind zehn Stämme Israels spurlos verschwunden und in Vorderasien untergegangen) und 586 v. d. Z. mit der Zerstörung des Tempels und Fortführung der Juden nach Babylon durch Nebukadnezar auch das Südreich unterging. Die späteren Neugründungen — 444 v. d. Z. durch Esra, 164 v. d. Z. durch die Makkabäer — blieben ein Stückwerk und waren aus Mangel an nationaler Disziplin ohne Bestand. Im Jahre 63 v. d. Z. ging das Judenreich an die Römer über, 70 n. d. Z. wurde der letzte Tempel zerstört — und damit war es aus.

Beachtenswert ist es, daß gerade die deutsche theologische Wissenschaft diese restlose Entzauberung Israels durchgeführt hat. Aus kirchlichen Kreisen also stammt die Ernüchterung in einstimmigem, heute schon selbstverständlichem Urteil.

7. Das Gesetz des Mose

Das Judentum hat sich stets auf das Gesetz des Mose gegründet gefühlt — und aus diesem Gesetz sind die „Zehn Gebote" zu Weltgeltung gekommen (obwohl deren beide Texte Exod 20, 2 — 17 und Deut 5, 6 — 21 im Wortlaut nicht übereinstimmen). Deshalb kann die Gestalt des Mose einige Aufmerksamkeit beanspruchen — zumal gewissen Phantasten Mose als „Träger der unsichtbaren Weltregierung" im Zusammenhang mit ägyptischen Priestern erscheint.

In den Hauptzügen unterrichtet über Mose der verstorbene Theologe Prof. Gunkel-Halle[1]): „Mose ist immer noch eine der umstrittensten Gestalten des Alten Testamentes. Weder die Gesetze noch die Erzählungen geben von ihm ohne weiteres ein geschichtliches Bild: die Gesetze nicht, denn diese stammen aus den

[1]) RGG IV 230ff.

verschiedensten und meistens sehr viel späteren Zeitaltern der israelitischen Geschichte; die Erzählungen von Mose aber sind durchweg Sagen, durch die das Geschichtliche im besten Falle eben noch hindurchschimmert. Die Erzählung von Pharaos Kindermord, Moses Aussetzung und seiner Rettung durch die ägyptische Königstochter ist eine Abwandelung eines besonders aus dem „bethlehemitischen Kindermord" bekannten Sagenmotivs, das auch sonst sehr häufig ist. Demnach gehört auch der Zug, daß Mose von einer Prinzessin aufgezogen ist, mit zur Sage; daß er in der Wissenschaft der Ägypter unterrichtet worden ist, wird erst im Neuen Testament (Apg 7, 22) berichtet und kann also auf keinen Fall als geschichtlich behauptet werden — weshalb alle daraus gezogenen Schlüsse fortfallen. Uralt ist die gegenwärtig stark verdunkelte Sage von Jahwehs Überfall und der Beschneidung (Exod 4, 24 ff.): hier scheint es der Gott ursprünglich auf das junge Weib abgesehen zu haben, und die blutige Vorhaut, mit der sie in ihrer Not die „Beine" (d. h. die Geschlechtsteile) des Gottes berührt, soll diesem vortäuschen, daß er bereits ihr „Blutbräutigam" geworden sei; auch dies eine Sage, erst nachträglich auf Mose übertragen. Doch sind in den Quellen einige Angaben, die glaubwürdige Nachrichten enthalten. Eine offenkundige Beglaubigung erfährt die Erzählung vom Sinai, der deutlich als Vulkan geschildert wird und im Lande Midian gelegen haben soll; da sich in der Nähe Kanaans nur in diesem Lande noch in geschichtlicher Zeit ausbrechende Vulkane befinden, so ist der Bericht, daß Israel an dieser Stätte einen Vulkanausbruch erlebt habe, für geschichtlich zu halten. Auch die Wolken- und Feuersäule stellt sich als die, allerdings von der Sage stark stilisierte, Vulkanwolke heraus. Am Sinai hat Mose die Stämme gesammelt und durch einen Bund Jahwehs mit ihnen innerlich geeinigt. Im Namen dieses Gottes hat er ein neues Recht — vielleicht den Midianitern entlehnt — verkündigt. Dann ist — so darf man vielleicht die verschiedenen Berichte zu einem Ganzen zusammenstellen — eine Zeit gekommen, da die Sitze am Sinai dem Volk zu eng wurden. In Kadesch, südlich von Juda, muß Israel damals geweilt und mit dem älteren Volk der Amalekiter gekämpft haben. — Danach ist Mose der Gründer der israelitischen Eidgenossenschaft, aus der dann durch den Eintritt noch weiterer Stämme das Volk Israel entstehen sollte, Stifter der Religion, Führer und Richter in einer Person. Vergleichbar ist ihm nur einer, der aus ähnlicher Umwelt entstanden ist: Muhammed. Über die Religion des Mose

zu reden, ist nur mit vorsichtigster Zurückhaltung möglich. Sicher ist, daß Mose seinen Gott „Jahweh" genannt hat — wobei die Frage, woher dieser Gott und sein Name im letzten Grunde stamme, im Dunkeln bleiben muß. Auch das kriegerische Wesen Jahwehs wird aus dieser Zeit stammen: die Kriegspflicht wurde von Mose als Jahwehdienst eingeschärft (Exod 17, 15) und mußte den mangelnden Heereszwang ersetzen. Es ist auch sehr glaubhaft, daß die Forderung, Jahweh allein und keinen anderen Gott zu verehren, von Mose herstammt. Die Religion des Mose ist zunächst praktische Verehrung nur eines Gottes. — Die besonders von Dilettanten gepflegte Annahme der Abhängigkeit des Mose von ägyptischer Priesterweisheit bestätigt sich nicht."

Damit ist Mose zwar als eine weltgeschichtlich bedeutsam gewordene Gestalt gekennzeichnet — aber er ragt in keiner Weise über andere Staatengründer hervor, höchstens dadurch, daß er seine Gründung in das Gewand der „politischen Kirche" gekleidet hat.

Sein „Gesetz" nämlich besagt letztlich, daß das Judenvolk von einer Priesterkaste regiert wird, welche das „Gesetz Jahwehs" verkündigt und verbindlich auslegt. Allerdings muß man vom „Gesetz des Mose" mit größter Vorsicht reden, denn nach den obigen Darlegungen über die Textentwicklung der Mosesbücher ist klar, daß dieses Gesetz höchstens ansatzweise von Mose herrührte.

Selbst das **Bundesbuch** (der Name nach Exod 24, 7), das eigentlich die „Urkunde" des Bundes zwischen Jahweh und Israel bilden soll und auch die „Zehn Gebote" enthält, stammt — wie Prof. Bertholet-Berlin[1]) und gleichlaufend Prof. Eißfeldt-Halle[2]) darlegt — **nicht** von Mose. Ursprünglich hat es vielleicht in der Erzählung vom Bundesschluß zu Sichem unter Josua gestanden (Jos 24, 25 ff.); und entstanden ist diese „Urkunde" wohl in der Zeit von 950—850 v. d. Z., vielleicht in nordisraelitischen Priesterkreisen. Außerdem zeigt sich eine starke, teilweise beinahe **wörtliche** Übereinstimmung dieses „Bundesbuches" mit dem **babylonischen** Gesetzbuch des Königs Hammurapi. Der Text des Bundesbuches selbst ist deutlich überarbeitet.

Damit ist also die **wichtigste** „Urkunde" des mosaischen Gesetzes als eine **Fälschung** erwiesen! Und diese Entlarvung ist nicht von irgend welchen gehässigen Judenfeinden bewirkt, sondern von der **kirchlichen theologischen Wissenschaft!**

---

[1]) RGG I 1370f.

[2]) Eißfeldt a. a. O. S. 240—251.

8. Die jüdischen Propheten

Weil der geschichtliche Teil des Alten Testamentes heute als tatsächlich ungeschichtlich restlos preisgegeben ist — und zwar gerade durch die Wissenschaftsarbeit der kirchlichen Lehrer, der Theologen — deshalb erübrigt sich eine weitere Beschäftigung mit ihm, wenn man nicht gerade Geschichte studieren will.

Aber es befinden sich im Alten Testament noch andere Schriften, beinahe von noch größerer Bedeutung, und das sind die Propheten. Wenn auch — wie oben dargelegt wurde — der Wortlaut dieser Bücher ebensowenig „echt" ist wie der des übrigen Alten Testamentes, so hat doch anerkanntermaßen in ihnen das Judentum seinen deutlichsten Ausdruck gefunden; und deshalb muß man sich mit dem Wesen des Prophetentums und der darin ausgeprägten Seelenhaltung etwas vertraut machen, wenn man die Geschichte der „politischen Kirche" verstehen will.

Als Fachmann schildert Prof. Eichrodt-Basel[1]) die Gesamterscheinung des jüdischen Prophetentums; das Wesentlichste aus seiner Darstellung besagt: „Das eigentlich in die Augen fallende Neue an der ältesten prophetischen Bewegung ist die Gruppenentzückung. Daß ganze Gruppen von Menschen von der Verzückung ergriffen wurden und auch unbeteiligte Zuschauer mit in ihren Kreis hineinzogen, davon weiß die älteste Jahwehverehrung nichts. Als die nächstliegende Entstehungsursache scheint bei genauerem Zusehen jedenfalls der Gottesdienst in Betracht zu kommen (1. Sam 10, 5). Und als Sitz von Prophetenvereinen werden uns auch später nur Kultorte genannt, so Jericho (2. Kön 2, 5), Gilgal (2. Kön 4, 38), Rama (1. Sam 19, 18 ff.). Es ist uns ein Element der israelitischen Kultfeier bezeugt, das leicht in die Verzückung auslaufen konnte, das ist der heilige Reigen (vgl. 2. Sam 6, 5). Aus den Schilderungen ähnlicher Gewohnheiten bei den verschiedensten Völkern, ob es nun die Therapeutengemeinschaften bei dem jüdischen Schriftsteller Philo oder die Derwischtänze im alten und modernen Islam oder die religiösen Jagdtänze der Basutos in Afrika sind, können wir uns ein gutes Bild dieser Kultsitte und ihrer bis zur Verzückung führenden Ausübung machen. Der Zustand der Ekstase befähigte viele zur Erteilung von Auskünften im Namen Jahwehs, aus denen ein höheres Wissen hervorleuchtete. Es weist mehr als ein Moment daraufhin, daß die Ver-

---

[1]) Eichrodt, Theologie des Alten Testamentes, Band 1, Leipzig 1933, S. 162 bis 173.

zückung nicht als ein störender Fremdkörper, sondern als eine von Gott verliehene neue Triebkraft in der Jahwehreligion empfunden wurde. Früher wie heute haben die Zeiten schweren politischen oder sozialen Druckes das Auftreten solcher Bewegungen, in denen sich das religiöse Gefühl in explosiver Weise Luft schafft, besonders begünstigt — man denke an die Geißlerbewegung des 14. Jahrhunderts, an die Kreuzzüge oder das Derwischtum des Islam. So waren im 11. Jahrhundert v. d. Z. in Israel die Vorbedingungen gegeben, unter denen ein bisher schon als Anlage im gesetzlichen Kultus enthaltenes Element zur vollen Entfaltung kommen konnte. — Eine neue Vereinigung Gottes mit seinem Volk nach dem Vorbild der Sinai-Offenbarung und der Landeseroberung, d. h. mit einer Erneuerung der inneren Zustände und einer Befestigung des Gottesstaates nach außen durch kriegerische Triumphe war hier die dem religiösen Denken angemessene Gestalt einer starken Zukunftserwartung, stellenweise unter dem Einfluß der uralten Paradiesesvorstellung erweitert und mit leuchtenden Farben geziert. Eine neue Form des Diesseits, eine zur Herrlichkeit des Gottesgartens zurückgeführte Welt tauchte als das Ziel der Rettung aus gegenwärtiger Not empor. — Nach den Erzählungen des Elisakreises scheint eine Art seelsorgerlicher Betreuung der einzelnen Volksglieder von den Prophetenkreisen geübt worden zu sein. Wie der indische Guru, der arabische Scheich, so wird der Prophet in allerlei Nöten aufgesucht und um Rat angegangen. Noch mehr aber fällt sein Wirken auf das Volksganze ins Auge. Fortdauernd begegnen wir Vertretern des Prophetentums, die energisch handelnd in den Gang der Ereignisse eingreifen und ohne Rücksicht auf persönliche Gefahr den Rechtswillen ihres Gottes allen widerstrebenden Gewalten gegenüber bis zum König hinauf verfechten. Es genügt, an die Namen Nathan, Ahia, Elia, Micha ben Imla, Jona ben Amitthai zu erinnern. Die tiefgehende Einwirkung dieses Vorgehens, die das Volk im Innersten erregte und zu Auseinandersetzungen von unerhörter Heftigkeit und Leidenschaft, bei denen die ganze nationale Existenz aufs Spiel gesetzt wurde, drängte, steht ja außerhalb jeder Diskussion. Dieses Ringen richtet sich nicht nur gegen die von außen eindringende Naturreligion, sondern auch gegen die Verfälschung des ursprünglichen Jahwismus durch die in seinem eigenen Schoß sich bildenden nationalen und religiösen Einrichtungen. Zu den ersteren gehört das Königtum und die in engerem oder loserem Zusammenhang mit ihm sich verfestigenden Sozialbildungen

des Staates. Je kräftiger sich die Formen des politischen Lebens entwickelten und im Zusammenhang mit der politischen Kultur Vorderasiens selbständige Bedeutung im Volksganzen beanspruchten, um so fraglicher wurde ihre Unterordnung unter die religiös-sittlichen Gesetze der Jahwereligion. In der prophetischen Bewegung machte die Jahwereligion ihren Herrschafts- und Ausschließlichkeitscharakter gegenüber den sich verfestigenden Sozialbildungen geltend."

Es wird also der autoritäre Staat bekämpft, weil er sich den Herrschaftsansprüchen des Priesters nicht beugen will — und dabei sind diese Priesteransprüche nur durch die „Urkunden" des Alten Testamentes unterbaut.

Damit wird aber der Blick auf die Gestaltung der jüdischen Kirche gelenkt.

9. Die jüdische Kirche

Aus dem Alten Testament — mag es sonst noch so zweifelhaft sein — kann man wenigstens entnehmen, was die jüdische Kirche von sich selbst dachte: denn sie hat sich ja diese — wenn auch unechte, gefälschte und verdorbene — „Urkunde" selbst angefertigt.

Doch ist das Wort von einer „jüdischen Kirche" überhaupt berechtigt? — Auf diesen Einwand antwortet sachlich Prof. von Soden-Marburg[1]): „Von einer jüdischen Kirche darf man mit Fug deshalb reden, weil um die Wende der Zeitrechnung schon lange nicht mehr die Volkszugehörigkeit für die jüdischen Gemeinden bestimmend war, und weil diese — an keine staatliche Verfassung mehr angelehnt — unter römischer Herrschaft als eine bevorrechtete Gesellschaft mit gewissen Befreiungen von öffentlichen Verpflichtungen und gewissen Justiz- und Steuerrechten über ihre Mitglieder lebten. Im Schutze dieser Rechtsstellung als Kirche sind die christlichen Gemeinden als innerjüdische Sonderbildungen zunächst aufgewachsen." Um so mehr darf man also von einer „jüdischen Kirche" für jene Zeit reden, wo die Jahwehreligion unbeschränkte politische Rechte hatte.

Demnach muß, wer die späteren Sonderbildungen recht verstehen will, sich zunächst erst einmal mit der jüdischen Kirche beschäftigen, wenigstens in den Hauptfragen.

---

[1]) RGG I 1539f.

Das Wort „Kirche" ist erst im Spätmittelalter aufgekommen, als Ableitung von dem griechischen Wort „kyriaké", d. h. „die dem Herrn gehörige" (Gemeinde). Man kann dieses Wort „Kirche" nun verdeutlichen durch die Umschreibung „organisierte Religion". Und damit ist gemeint: Die „Religion" — das ist die Haltung gegenüber den höchsten Lebenswerten und Lebensgesetzen — wird in der „Kirche" aus der Ganzheit des menschlichen Lebens herausgelöst und zum Gegenstand einer eigenen Organisation gemacht. Nun kann aber eine Organisation nicht bestehen ohne bestimmte „Satzungen", in welchen der Zweck und die Einrichtung der Organisation genau festgelegt ist; eine „organisierte Religion" also braucht ein „Dogma" d. h. eine unveränderliche Lehre mit starren Glaubenssätzen und unwandelbaren Gesetzen nebst einer Amtsträgerschaft als ewiger Priesterkaste. Will man die „Religion" in der Ganzheit des Lebens belassen und sie in dem Erlebnis des „Schicksals", d. h. der blutbedingten Lebensgesetze, und in der Hingabe an die höchsten Lebenswerte der Blutsgemeinschaft sehen — dann gibt es in ihr keine Möglichkeit für eine besondere „Organisation": weshalb es denn auch im germanischen Leben nicht so etwas wie eine „Kirche", eine „Priesterschaft", ein „Dogma" gab — da die „Religion" ein selbstverständlicher Teil des ganzen Lebens war, nämlich des Gemeinschaftslebens, und in der Hingabe an die Gemeinschaft, also in der „Politik", erlebt wurde.

Im Judentum dagegen zeigt sich von der frühesten Zeit an eine „Kirche". Und wenn auch die Einheitlichkeit dieser jüdischen Kirche erst spät erreicht wurde (eigentlich erst 444/432 v. d. Z. mit Esra, während in älterer Zeit mehrere Priesterschaften bestanden und miteinander um die Herrschaft rangen): so ist doch das Priestertum als solches im Judentum von vornherein vorhanden gewesen. Ja — wie sich schon zeigte — das Judentum ist gleich als Kirche entstanden: die Sammlung der Wüstenstämme um ein Heiligtum, die Bundesschließung am Gottesberg in der Wüste, die Nationgründung auf den Jahwehglauben, die Annahme der Beschneidung als Jahwehzeichen und zugleich als Staatszugehörigkeitszeichen, die Bindung an das Nationalheiligtum des Gotteskastens („Bundes"lade) — das alles zeigt das wahre Wesen Israels: es ist von Anfang an „politische Kirche" gewesen, nicht aber ein blutgebundenes „Volk"!

Diese Tatsache ergibt sich aus dem Befund des Alten Testamentes und ist deshalb durchaus allgemein anerkannt. Es wird sogar als der Vorzug Israels betrachtet, daß es kein gewachsenes,

sondern ein künstlich gemachtes „Volk“, eben das „auserwählte Volk“ ist.

Ist nun die Kirche „organisierte Religion“, dann ist ihr Kern das „Priestertum“. Der Priester kann verschieden gedacht werden: vom „Medizinmann“ bis zum bloßen „Prediger“ — er bleibt doch der Mittelpunkt jeder „Kirche“. Manchmal tritt er als Mittler zwischen der Gottheit und den Menschen auf, manchmal als der Gnadenspender, manchmal als der Träger der Himmelsschlüssel — aber auch in seiner schwächsten Ausprägung als Prediger beansprucht er, der maßgebende „Verkünder“ der „Offenbarung“ zu sein, der „Lehrer“ der Glaubenssätze, der „Führer“ der Seelen nach den Kirchengesetzen. Die „Kirche“ beansprucht eine „unfehlbare Verkündigung“, neben der es eine andere Wahrheit nicht geben soll — obwohl sie für ihren Anspruch keinerlei Beweise vorzubringen vermag.

So ist es auch im Judentum. Der Priester Jahwehs ist der Träger der Glaubenslehre (Mal 2, 7); nur er darf in den Tempel gehen und dort opfern (Num 18, 7.22 f.), und nur in seinem Tempel darf geopfert werden (Deut 12, 13 f.). Das ganze „mosaische Gesetz“ bezieht alle Dinge immer wieder auf den Priester, schaltet ihn in sämtliche Lebensgebiete maßgebend ein — „und sollte jemand vermessen handeln, daß er dem Priester nicht gehorchen will: der soll sterben“ (Deut 17, 12)! Wichtig aber dabei ist, daß vorzüglich das politische Leben vom Priester bestimmt werden soll (Deut 17, 18) — wie denn in der jüdischen Geschichte die Priester und Propheten immer wieder politisch hervorgetreten sind. Der Priester ist also der eigentliche Herrscher: durch seinen Besitz der allein richtigen „Offenbarung“ wird er für die kleinen Fragen des Einzelmenschen und für die großen Fragen des Staates der einzige Wegweiser. Und über die tatsächliche Haltung der jüdischen Priesterschaft bemerkt Prof. Eichrodt-Basel[1]): „Es scheint, daß die Priesterschaft gegen Ende der Königszeit in einen Gegensatz zum Königtum geriet, bei dem es um die Erweiterung ihrer Macht auf Kosten des Herrschers ging, wenn man gewissen Andeutungen der Chronik Glauben schenken darf (2. Chron 24, 17 ff. 25, 14 ff. 27; 26, 16 ff.) und ähnliche Vorgänge im Assyrerreich der gleichen Zeit heranzieht. Wie sich die Jerusalemer Priesterschaft die Stellung des Königs im Kultus und Tempelritual dachte, zeigt Ez 44, 1 — 5; 45, 9 — 12; 46 deutlich genug; und es

---

[1]) Eichrodt a. a. O. S. 213.

ist anzunehmen, daß man zur Zeit Josias (621 v. d. Z.) nicht mehr weit von diesem Ideal entfernt war. Doch machte erst das völlige Verschwinden des Königtums nach der babylonischen Verbannung die Bahn frei für die Alleinherrschaft des Priestertums."

Dabei braucht hier nur gestreift zu werden, daß die jüdische Priesterschaft auch über sich selbst eine ihrer beliebten „Legenden" erzählt. Die ganze Darstellung der „Leviten" in den Mosesbüchern einschließlich des „Hohenpriesters" Aaron ist reine Sage: vor der babylonischen Verbannung (586—516 v. d. Z.) gab es überhaupt keinen Hohenpriester! und die ältesten Priestergeschlechter leiteten sich von Mose her (Ri 18, 30; 1. Sam 2, 30), der selbst als Priester galt (Exod 18; 24) und als Inhaber des zauberischen Priesterstabes (Exod 4, 17 ff.; 7, 17; 14, 16; 17, 9; Num 20, 8 ff.). Levit aber ist wohl ursprünglich die arabische Bezeichnung „lawaj" und heißt einfach „Wahrsager", „Priester". Diese Priester waren in der nordarabischen Wüste beheimatet, wo Jahweh schon vor Mose verehrt wurde — und der „Stamm Levi" ist eine Erfindung[1]).

In seiner Stellung als Herrscher fühlt sich der jüdische Priester — und je länger desto mehr — an die starren Formeln des „Gesetzes" gebunden. Für ewig unveränderlich lenken sie das Leben — und mögen sie längst überholt, ja sinnlos geworden sein: sie bleiben doch in Geltung, denn sie gelten trotz ihrer Fragwürdigkeit als „Offenbarung". Dem Juden kam der Widersinn solcher Einstellung natürlich kaum zum Bewußtsein: denn sie war ihm doch artgemäß, und die Formeln des Gesetzes sprachen nur das aus, was er in seiner Rassenseele selbst empfand und als wüstenländische Haltung anerkannte.

10. Die jüdische Weltanschauung

Daß für die jüdische Seelenhaltung der Jahweh-Begriff den Mittelpunkt bildete, wurde bereits klargestellt.

Hier muß allerdings zunächst hervorgehoben werden, daß Israel keineswegs von jeher eingottgläubig (monotheistisch) war. Als Theologe stellt Prof. Eichrodt-Basel[2]) fest: „Zunächst läßt sich unschwer zeigen, daß im alten Israel mit der Wirklichkeit anderer Götter neben Jahweh noch gerechnet wurde. Schon die Wahl eines bestimmten Namens für die Gottheit zeigt, daß man das Be-

[1]) Vgl. RGG I 1; III 1601f.

[2]) Eichrodt a. a. O. S. 110.

dürfnis hatte, den eigenen Gott durch einen besonderen Namen von den anderen Göttern zu unterscheiden, deren Dasein also naiv vorausgesetzt wurde. Aber auch unmißverständliche Aussagen über dieses Verhältnis sind vorhanden. Zu den bekanntesten gehört Ri 11, 23 f., wo Jephtha den Anspruch der Moabiter auf einen Teil des Ostjordanlandes mit der Begründung zurückweist, daß nur das, was Kamosch den Moabitern und Jahweh den Israeliten gegeben habe, ihr rechtmäßiger Besitz sei. Daß jedes Volk und Land seine eigene Schutzgottheit habe, die sich unter Umständen auch Israel gegenüber wirksam erzeigen könne, setzt 2. Kön 3, 27 voraus. Nach Davids Ansicht (1. Sam 26, 19) muß man im fremden Lande fremden Göttern dienen. Diese Stellen erhalten eine starke Stütze in den Hymnen, die Jahweh als den höchsten und unvergleichlichen unter den Göttern preisen (Exod 15, 11; Deut 32, 8; Ps 82, 1; 89, 7; 95, 3; 97, 9). Und zu dieser selbstverständlichen Annahme des Daseins vieler Götter stimmt nun, daß wir in den älteren alttestamentlichen Schriften nirgends in klaren Worten den eingottgläubigen Gedanken ausgesprochen finden. Erst das 7. Jahrhundert v. d. Z. kennt die eingottgläubige Formel von Jahweh." — Deshalb ist das jüdische Glaubensbekenntnis (Deut 6, 4) sinngemäß zu übersetzen: „Höre, Israel, Jahweh ist unser Gott, Jahweh allein!"

Unter Verzicht auf die ausführliche Darstellung des Jahwehbegriffes mag nun — an der Hand des Alten Testamentes — eine Zeichnung der jüdischen Haltung in politischer Richtung erfolgen, wie sie vorzüglich bei den Propheten sich kundgibt. Damit wird auch der Gehalt der jüdischen Kirche am deutlichsten umschrieben.

Jahweh war früher einmal in der Wüste zu Hause: von dort her kam er, um sich die Welt zu erobern und die übrigen Götter zu verdrängen, mittels des Volkes, das er sich aus Wüstenstämmen zusammengelesen und durch einen Bund sich dienstbar gemacht hatte. Das Bundesvolk mußte ihm erst ein Lagerzelt (Exod 25, 8), später den Tempel in Jerusalem bauen (1. Sam 3, 3; Exod 23, 15; 34, 20; Jes 1, 12; Jer 7, 10) als regelrechtes Haus; es mußte ihm sein „Brot" geben (Levit 21, 6. 8. 17; 22, 25; Ez 44, 7; Mal 1, 7) — und mußte vor allem die „Kriege Jahwehs" führen (1. Sam 18, 17; 25, 28; Num 21, 14) und alle Gegner unter Göttern und Menschen rücksichtslos ausrotten (Exod 22, 18; Deut 7, 1 ff.; 13, 16 f.; 20, 16 ff.; Jos 6, 17 ff.; 8, 24 ff.; Ri 20, 48; 1. Sam 15; usw.). Dafür wollte Jahweh dem Volk zunächst bei der Eroberung Kanaans

helfen und ihm später die volle Weltherrschaft schenken — und so würde er aus einem verachteten Wüstendämon der „Weltkönig" werden (Jes 24, 23; Sach 14, 16 f.; Mal 1, 14; Jer 10, 7; häufig in den Psalmen).

Wenn man nun aber die Bedeutung Jahwehs darin sehen wollte, daß er den wahren Kern für eine völkische Einigung Israels bedeutet hätte, so würde man die Hauptseite seines Wesens übersehen. Jahweh bedeutete dem Judentum die Fragwürdigkeit des eigenen Lebens, die Verneinung des eigenen Wertes. Und diese Auffassung von Jahweh läßt sich nur aus der semitischen, jüdischen Rassenseele erklären, dieser Rassenseele voller Widersprüche und Zerrissenheit.

Schon in der bloßen Ankündigung „Jahweh sprach zu Mose" (Exod 6, 1; 12, 1; 13, 1; 20, 1; 25, 1 usw.) und dem Ausdruck „Spruch Jahwehs" bei den Propheten (Gen 22, 16; 1. Sam 2, 30; Jes 1, 27; Ez 12, 25; Amos 2, 11 usw.) liegt der Gedanke, daß Jahwehs Gesetz die reine Willkür ist: seine Vorschriften sind Willkürerlasse, nicht aber der Ausdruck innerer Lebensgesetze.

Denn Jahweh wird — und zwar am stärksten bei den Propheten — als eine personhafte Macht gefaßt, die mit der natürlichen Welt feindlich zusammenstößt und ihr den Untergang droht. Die Propheten überbieten sich in scharfen Verwerfungsurteilen gegen alles Bestehende (Jes 3, 1 ff.; 8, 14; 31, 4; Amos 5, 5; Hos 4, 15 usw.) — und diese ihre Drohungen sind nicht etwa sittlich begründet (was sich ja noch verstehen ließe), sondern gelten schlechthin (Amos 3, 12; 5, 1 — 3. 18 ff.; Hos 5, 8 ff.; Jes 3, 1 ff.; 7, 20 ff.; 10, 27 ff.; Jer 4, 5 ff.; 5, 1 ff. usw.): es droht dem Menschen als Einzelnem und als Gemeinschaft ein Untergang, vor dem es keinen Ausweg und keine Rettung gibt (Jes 9, 7 ff.; 5, 25 ff.; Jer 9, 11).

Den Umfang des Vernichtungswillens Jahwehs schildert als Theologe Prof. Eichrodt-Basel[1]): „Alle die lebenswichtigen Interessen des Jahwehvolkes, die man als heilige, von Gott selbst verbürgte anzusehen sich gewöhnt hatte: Staat und Königtum, soziale Wohlfahrt und siegreiche Kriege, angesehenes Priestertum und glänzender Tempeldienst, prophetische Zukunftsdeutung und erhebende Gotteswunder — das alles bricht vor der alle Schleier zerreißenden Wirklichkeit des Gottes Israels zusammen und wird als wertlos beiseite geworfen."

---

[1]) Eichrodt a. a. O. S. 183.

Warum da Jahweh sich ein Volk überhaupt auserwählt, wenn er es gleichzeitig doch verwirft; warum er trotz seiner Allmacht (Ps 115, 3; 135, 6) seine eigene Schöpfung (Gen 2, 4 ff.) nicht in Ordnung halten kann oder will — das wird bei den Propheten nicht gesagt. Die semitische Neigung zum Widersinn setzt sich über solche naheliegenden Fragen hinweg — weil hier das vernünftige Denken übertönt wird von dem angeborenen Zersetzungswillen.

Die soeben theologisch geschilderte Haltung wird vielleicht am deutlichsten sichtbar, wenn man sie der germanischen, der heldischen Haltung gegenüberstellt. Auch der germanische Mensch sieht klar, daß in dem Weltgeschehen nicht alles rosig und heiter ist, er erlebt ebenfalls Kämpfe und Mühen und sogar den Untergang seiner Werke — aber der Kern seiner Haltung ist doch die Lebensbejahung, das Bekenntnis zum Leben und zur Lebenswirklichkeit; und ihm gelten „Staat und Königtum, soziale Wohlfahrt und siegreiche Kriege" durchaus nicht als „wertlos", weil er im „Heil", in der „Ehre" der Volksgemeinschaft seine eigentliche Lebensaufgabe erblickt. Niemals käme es ihm in den Sinn, daß die gegenwärtige „Welt" erst restlos zerstört werden müßte, um ein Zukunftsreich zu erbauen; und sein gesunder Sinn lehnt die prophetisch-jüdische Anschauung mit leidenschaftlicher Empörung ab.

Ist nun nach den Propheten alles Bestehende Jahweh zuwider — so am meisten der Staat. Es galt den Propheten schon als Verbrechen gegen Jahweh, überhaupt nur das Staatsproblem aufzuwerfen und an die Bildung eines Staates zu denken (1. Sam 8, 6 ff.): der König erschien in ihrer zersetzenden Kritik als ein Fluch für das Volk (Hos 5, 13 f.; 8, 9; 10, 4. 13 f.; 13, 4 ff.; Jes 11, 1; Jer 23, 5 f.; Ez 17, 22 ff.; 34, 23 ff.). Der Staat als solcher wurde abgelehnt, ganz gleich ob er gut oder schlecht war. Und wenn es denn schon aus zwingender Not heraus einen Herrscher gab, so sollte er nicht „König" (melek), sondern nur „geistlicher Fürst" (nasi) sein (Ez 44, 3; 45, 8 f. usw.). — Viele Jahrhunderte später lebte diese Auffassung in den Päpsten Gregor VII. und Bonifaz VIII. sowie in der Staatslehre der Jesuiten wieder auf.

In der jüdischen Seelenhaltung kommt also zweierlei zum Ausdruck: einmal ein fanatischer Weltherrschaftswille, dem alles zum Opfer fallen soll; dann aber das Bewußtsein der eigenen Unfähigkeit zur Erringung der Weltherrschaft und deshalb ein fanatischer Haß gegen alles Bestehende. Nur wenn die Kulturwelt untergeht,

kann Jahweh Weltkönig werden — und deshalb sieht die Jahwehreligion ihre Aufgabe in umfassender Weltzersetzung und Weltzerstörung, um auf den Trümmern das Jahwehreich (Jes 60—63) zu erbauen. — Diese Selbstzeichnung der jüdischen Seele aber ist für alle Zeiten gültig — und der Bolschewismus ist ihr getreuer Ausdruck. —

Weitere Einzelheiten anzuführen, dürfte sich erübrigen: in der bisherigen Darstellung offenbart sich unverhüllt die „politische Kirche".

Vor allem reicht das bisherige Ergebnis der Untersuchung aus, um sicher und zutreffend das Alte Testament zu bewerten: Ein nachträglich überarbeiteter Text mit zahllosen Fehlern, der eigentlich nur aus Fälschungen besteht; in allen Angaben ungeschichtlich und unzuverlässig, voller Sagen, Märchen und Legenden — so stellt es sich im Lichte kirchlich-theologischer Wissenschaft dar. Sein Inhalt und sein Zweck aber ist — neben einer völlig verzeichneten und frei erfundenen „Geschichte" Israels — die Offenbarung des Judengeistes und die Begründung der politischen Kirche.

B. Das Neue Testament

In diesen „Bibelstunden", die sich mit der „Entstehung der politischen Kirche" beschäftigen, wendet sich die Betrachtung nun dem zweiten Abschnitt zu, als dessen Unterlage das Neue Testament angegeben wird. Und deshalb ist diesem Schriftwerk eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen — schon weil die wirkliche Sachlage dieser „Urkunde" recht wenig bekannt ist und doch so weitgehend die Beurteilung beeinflußt. Es wird in diesem zweiten Teil den Fachtheologen breitester Raum zur Äußerung gegeben sein — weil die Forschungsergebnisse, die manchem sehr überraschend kommen werden, gegen den Vorwurf der „Verzerrung" und „Entstellung" besonders gut gesichert werden müssen.

11. Die Bewertung des Neuen Testamentes

Den sachlichen Standpunkt für die Bewertung des Neuen Testamentes spricht als Theologe Prof. von Soden-Marburg[1]) aus: „Die Autorität der Apostel überschattete die des Herrn und ver-

[1]) RGG I 992.

gegenständlichte seine Persönlichkeit, und das Neue Testament entwertete zugleich alle nicht in ihm aufgenommenen urchristlichen Schriften, die nun auch dem äußeren Untergang verfielen. Durch beides ist das Bild, das die christliche Kirche von ihrer eigenen Urgeschichte hat, doch nicht nur großzügig umrissen, sondern auch in wichtigen Zügen verzeichnet, und die zutreffende Überlieferung von ihrer Entstehung und Entwicklung ist in wesentlichen Fragen unwiederbringlich verloren gegangen. Eine geschichtliche Darstellung des Urchristentums wird sich zum Neuen Testament — das ihre Hauptquelle, ja ihre einzige unmittelbare Quelle ist — stets weithin kritisch verhalten müssen und an vielen Punkten unsicher bleiben; und das ist nicht nur für die Wissenschaft eine ernste Schwierigkeit, sondern auch für den Glauben und die Gemeinde."

12. Die Entstehung des Neuen Testamentes

Bei der Gewinnung einer Zeittafel für die Entstehung des Neuen Testamentes ist es wertvoll, erst einmal festzustellen, wann seine Hauptperson gelebt hat, Jesus der Nazoräer.

Wann Jesus geboren ist, läßt sich nicht mehr ermitteln. Nach Matth 2, 1 ist er zur Zeit des Königs Herodes des Großen geboren — Herodes aber regierte 37—4 v. d. Z. Da nun nach dem Matthäusbericht längere Zeit verstrichen sein muß zwischen der Geburt des Jesus und dem Tod des Herodes, ist an das Jahr 6/7 v. d. Z. als Geburtsjahr zu denken. Nach Luk 2, 1 f. jedoch ist Jesus geboren zur Zeit einer Volkszählung, die der syrische Statthalter Quirinius veranstaltete. Nun konnte aber nach römischem Staatsrecht weder unter Herodes dem Großen noch unter seinem Sohn und Nachfolger Archelaos (4 v. d. Z. — 6 n. d. Z.) eine solche Volkszählung in Judäa stattfinden — und es steht auch aus anderen Quellen fest, daß die erwähnte Volkszählung zum Zwecke der Steuerveranlagung nach dem Tode des Archelaos im Jahre 6/7 n. d. Z. stattfand. Demnach müßte Jesus etwa 7 n. d. Z. geboren sein. Die beiden Geburtsberichte sind also völlig unvereinbar, wie sie sich denn auch in den übrigen Angaben widersprechen (nach Matthäus kommen die Eltern mit Jesus erst mehrere Jahre nach seiner Geburt nach Nazareth, nach Lukas bereits etwa drei Monate nach der Geburt). Deshalb werden heute diese Geburtsberichte von der theologischen kirchlichen Wissenschaft einmütig als „Geburtslegenden" bezeichnet.

Auch wann Jesus gestorben ist, kann man nicht mehr feststellen. Pontius Pilatus war 26—36 n. d. Z. Statthalter in Judäa. Nun ist Jesus nach Mark 1, 14 zuerst aufgetreten, als Johannes der Täufer verhaftet war; diese Verhaftung fällt in das Jahr 28/29 n. d. Z. Nach dem Markusbericht wäre Jesus ein Jahr tätig gewesen; dann müßte er etwa 30 n. d. Z. gestorben sein; das Johannesevangelium setzt aber drei Jahre für seine öffentliche Tätigkeit an, so daß Jesus etwa 32 n. d. Z. hingerichtet sein müßte. Lukas denkt wohl auch an eine einjährige Wirksamkeit — aber er läßt Jesus im Alter von 30 Jahren auftreten (Luk 3, 23), während es sich doch nach der Geburtsgeschichte um höchstens 23 Jahre gehandelt haben kann. Es läßt sich nur sagen, daß Jesus zwischen 28/29 und 35 n. d. Z. gestorben sein muß (denn am Passah 36 war Pilatus schon nicht mehr Statthalter) — aber irgendwelche Klarheit ist nicht zu gewinnen.

Wann Jesus geboren und gestorben ist, weiß man nicht.

Zugleich aber erhebt sich angesichts der eben gezeichneten Unsicherheit die Frage nach den Quellen, also nach der Entstehung des Neuen Testamentes.

Da zeigt sich nun als Ergebnis der heutigen theologischen Forschung:

Die ältesten Schriften des Neuen Testamentes stammen von Paulus, und zwar sind das seine Briefe, die in der Zeit um 50—60 n. d. Z. geschrieben sind. Als echte Briefe gelten: Römerbrief, beide Korintherbriefe, Galaterbrief, Philipperbrief, erster Thessalonicherbrief und der Brief an Philemon.

Die nächsten Bestandteile des Neuen Testamentes sind die drei ersten Evangelien; als ihre Abfassungszeit legt Prof. Klostermann-Halle[1]) für Markus etwa das Jahr 70, für Matthäus das Jahr 75 und für Lukas die Jahre zwischen 75 und 100 n. d. Z. fest.

Um das Jahr 70 ist vielleicht auch — wie Prof. Büchsel-Rostock darlegt[2]) — der Hebräerbrief entstanden.

Etwa im Jahr 95 ist die, vielleicht schon um 70 erstmalig entworfene Offenbarung des Johannes erschienen, wie Prof. Windisch-Kiel nachweist[3]).

In die Jahre 90—100 fällt die Abfassung der Apostelgeschichte.

---

[1]) RGG II 429, 431, 433.

[2]) RGG II 1672.

[3]) RGG III 330—346.

Das nächste bedeutende Stück des Neuen Testamentes bildet das Johannesevangelium, das — nach den Untersuchungen von Prof. Martin Dibelius-Heidelberg[1]) — zwischen 110 und 170 in Ephesus in Kleinasien von einem sonst unbekannten Juden geschrieben worden ist.

Im 2. Jahrhundert sind dann wohl auch die übrigen Schriften des Neuen Testamentes von unbekannten Verfassern und an unbekannten Orten geschaffen worden, deren Benennung nach den Uraposteln (Petrus, Paulus, Jakobus, Judas) eine Fälschung ist, da sie keineswegs von diesen Aposteln stammen. —

Diese Entstehungsgeschichte des Neuen Testamentes ist heute Gemeingut der theologischen Wissenschaft — und sie beweist vor allem eines: Die Entstehung der ersten Schriften des Neuen Testamentes erfolgte, als Jesus etwa zwanzig Jahre tot war, und zwar durch einen Mann, der Jesus überhaupt nicht gekannt hat (auf diese Tatsache weist Prof. Bultmann-Marburg[2]) ausdrücklich hin). Die „Evangelien" aber sind erst fünfunddreißig bis achtzig Jahre nach Jesus entstanden — so daß ihre Zuverlässigkeit und Genauigkeit von vornherein bedenklich ist.

Aber es lohnt sich, diesen Evangelien einen breiteren Raum zu widmen, nachdem erst noch kurz der heutige Wortlaut des Neuen Testamentes betrachtet ist.

13. Der Wortlaut des Neuen Testamentes

Als Theologe nimmt Prof. von Soden-Marburg[3]) zu dieser Grundfrage Stellung: „Die vergleichende Prüfung aller Textzeugen des Neuen Testamentes wird gefordert durch die Tatsache, daß der Text des Neuen Testamentes in stark abweichenden Formen überliefert ist, und durch die Überlegung, daß die ältesten Handschriften des Neuen Testamentes mindestens dreihundert Jahre jünger sind als die neutestamentlichen Schriften selbst. Auf eine Wiederentdeckung von Originalhandschriften — es waren Papyrusrollen — ist nicht zu rechnen, da sie nachweislich bereits im 2. Jahrhundert nicht mehr auffindbar waren. Kein anderes antikes Schriftwerk weist eine entfernt so reiche und verwickelte Überlieferung auf wie das Neue Testament. Aber nur

---

[1]) RGG III 362f.

[2]) RGG IV 1022.

[3]) RGG V 1075ff.

ein vergleichsweise kleiner und sachlich unbedeutender Teil der Abweichungen erklärt sich aus den in handschriftlicher Überlieferung unvermeidlich eindringenden Fehlern beim Schreiben nach Vorlagen oder Diktat. Die eigentliche Aufgabe wird vielmehr dadadurch gestellt, daß der Wortlaut vor und bei seiner Kanonisierung (d. h. Verbindlicherklärung) mehr oder weniger stark bearbeitet wurde; die handschriftliche Vervielfältigung eines Schriftwerkes gestattet ja ganz anders als der Maschinendruck Änderungen in jedem einzelnen Stück. Das Bewußtsein davon hat während der ganzen Dauer der handschriftlichen Überlieferung immer wieder zu Überarbeitungen geführt, bei denen das vermeintlich Richtige und Beste — nur dies erschien des „vom Geiste eingegebenen" Schrifttums würdig — für das Ursprüngliche und Echte gehalten, das Anstößige als Nachlässigkeit von Schreibern oder Änderung von Irrlehrern angesehen wurde."

Und Prof. Klostermann-Halle[1]) gibt die sehr aufschlußreiche Ergänzung: „Jede Seite einer Synopse (Evangelien-Tabelle) lehrt, daß schon in den im ganzen gemeinsamen Abschnitten keineswegs alles völlig übereinstimmt, nicht einmal der Wortlaut der Aussprüche Jesu."

Damit aber gilt für das Neue Testament — genau so wie für das Alte — daß der ursprüngliche Wortlaut heute nach dem Urteil der Theologen kaum noch festzustellen ist — was natürlich die Glaubwürdigkeit und „Unfehlbarkeit" des heutigen Neuen Testamentes nicht gerade erhärten kann.

14. Die Evangelien

Eine eingehendere Betrachtung dieser Schriften ist unvermeidlich, wenn die Vorbedingungen für ein sachliches Urteil geschaffen werden sollen, woraus sich dann die „Entstehung der politischen Kirche" begreifen läßt. Die Mühe, welche die deutsche theologische Wissenschaft auf diese Fragen verwendet hat, führte soweit zu einer Klärung, daß man heute auf den Spuren gerade der Theologen zu einer eindeutigen Stellungnahme gelangen kann — ohne sich in gefährliche Phantastereien zu verlieren, wie sie leider immer wieder geäußert werden. —

Zunächst gibt Prof. Bultmann-Marburg[2]) eine allgemeine Kennzeichnung der Evangelien: „Die Evangelien sind erwachsen

[1]) RGG II 422.
[2]) RGG II 419.

aus dem Christuskult, und der Christusmythus gibt ihnen die Einheit. Sie sind die Kultlegende des christlichen Kultes; sie unterscheiden sich aber von anderen Kultlegenden dadurch, daß ihr Kultgott nicht eine mythische Gestalt ist, sondern daß mit dem Christusmythus die geschichtliche Überlieferung von Jesus zu einer Einheit verbunden ist."

Es handelt sich also bei diesen Schriften nicht um einen Versuch der „Lebensbeschreibung", sondern um eine „Legende" — so daß das theologische Urteil von Prof. K. L. Schmidt-Bonn[1]) berechtigt ist: „Am Anfang hat gerade eine bunte Vielheit von Überlieferungen gestanden, die alle ihre Abzweckung darin hatten, das Jesus-Christus-Thema zu erläutern. Allerdings haben die Evangelisten offenbar die Meinung vertreten, daß sich alles, was sie berichten, mit dem Inhalt der älteren (mündlichen) Sammelberichte verträgt. In Wirklichkeit hat aber eine mehr oder weniger gebundene Erzählerfreude Novellen und Legenden geschaffen; die Bemühung, das Bekenntnis nach innen und außen sicherzustellen, hat eine Ausschmückung im Dienste der Verteidigung und Abwehr gebracht; die Notwendigkeit, im Rahmen der sittlichen Unterweisung autoritative Jesusworte zur Verfügung zu haben, hat die in ihrem Dienst stehende Wortüberlieferung nicht nur erhalten, sondern auch vermehrt."

Was nun einzelne Gegenstände in den drei ersten Evangelien (Matthäus, Markus, Lukas) angeht, so führt der Theologe Prof. Baumgartner-Basel[2]) die Jungfrauengeburt, Höllenfahrt und Auferstehung des Christus auf babylonische Mythen zurück, während er die Speisungen, Krankenheilungen, Totenerweckungen, Meerwandlungen, Teufelsaustreibungen und anderes als Märchen bezeichnet, die man auf Jesus übertragen hat. Nach Prof. Bultmann-Marburg[3]) sind die Erzählungen von Taufe, Versuchung, Verklärung und Abendmahl Legenden — während Prof. Schmidt-Bonn[4]) besonders auf die griechisch-jüdische (hellenistische) Herkunft der evangelischen Novellen, Mythen und Märchen hinweist.

Demnach bleibt nach dem Urteil der kirchlichen Theologen von den Wundererzählungen der Evangelien an wirklichen Tatsachen durchaus nichts übrig: nach theologischem Fachurteil

---

[1]) RGG III 113, 119.
[2]) RGG I 718; III 1833.
[3]) RGG II 421.
[4]) RGG III 145.

unterscheiden sich die Evangelien in der Tatsachenfrage nicht von jeder beliebigen anderen Märchen- und Mythensammlung. Es lassen sich also auch aus den Wunderberichten der Evangelien durchaus keine Folgerungen ziehen: man kann sie nicht als Beweise für eine „Offenbarung“ verwenden, da sie ja erfunden sind — wie die Theologen sagen! — und man kann noch weniger darauf weltanschauliche Entscheidungen gründen, die doch etwas fester unterbaut sein müssen als durch Erzählungen, die von ihren eigenen Vertretern nicht geglaubt werden.

Eine Sonderstellung nimmt das Johannesevangelium ein, das von dem Theologie-Prof. Lietzmann-Berlin[1]) folgendermaßen gekennzeichnet wird (wobei von seinen Ausführungen hier nur das Wichtigste wiedergegeben wird): „Im Beginn des 2. Jahrhunderts gab es in Kleinasien eine Sammlung von fünf Schriften, die durch mannigfache Verweise miteinander verklammert waren und als Werke eines Verfassers galten, der den Namen Johannes trug und in der kirchlichen Überlieferung der Folgezeit als der Zebedäussohn und Jünger Jesu angesehen wurde (diese Schriften sind das Johannesevangelium, die Johannesoffenbarung und die drei Johannesbriefe). Der Schwerpunkt des „Johannes-Problems“ liegt beim Evangelium. Die Sonderbarkeit vieler seiner Aussagen ist von jeher die Qual aller Erklärer gewesen; einer genauen Erörterung verdichten sie sich aber zu unerträglichen Widersprüchen, die nicht mehr als schriftstellerische Manier oder träumerische Unbekümmertheit eines eigenwilligen oder sorglosen Erzählers begriffen werden können, sondern nur durch die Annahme tiefgehender Eingriffe eines Bearbeiters, ja vielleicht mehrfacher Umgestaltung einer verlorenen Urform verständlich werden. Doch wäre es ein vergebliches Bemühen, alte Quellen und jüngere Zusätze säuberlich trennen zu wollen: alles ist so fest ineinander verknotet, daß wir wohl hier und da die verschiedenen Bestandteile bezeichnen, aber nicht das Gewebe auflösen können. Das Evangelium trägt das Antlitz einer Zeit und eines Gestaltungswillens, die von den Überlieferungen und Absichten der drei ersten Evangelisten weit abliegen. Zwar lassen auch jene die Einwirkung der Gemeinde auf die Formung des evangelischen Stoffes deutlich und reichlich erkennen — aber diese Umbildung der Überlieferung oder Neugestaltung legendärer Züge ge-

[1]) Lietzmann, Geschichte der Alten Kirche, Teil 1, Berlin-Leipzig 1932. S. 235 bis 248.

schieht mit naiver Selbstverständlichkeit, zum Teil sogar noch völlig unbewußt. Im vierten Evangelium aber haben wir die Schöpfung eines Mannes vor uns, der die Überlieferung nur soweit verwendet, als er ihre Bruchstücke zur Ausführung seiner Bilder gebrauchen kann, im ganzen aber mit freiwaltender Phantasie über die alten Schranken hinausgreift und nicht Geschichte, sondern Theologie zur Anschauung bringt. Der Evangelist denkt nicht daran, von der Jungfräulichkeit der Maria und der Geburt in dem geweissagten Bethlehem zu reden. Aus dem Vorstellungskreis des Judentums ist kühn die Verpersönlichung göttlicher Funktionen herausgegriffen und als Schlüssel für das Geheimnis Jesu benutzt worden. Statt der Weisheit, der weiblich gebildeten „Sophia" der salomonischen Sprüche, wählt der Evangelist naturgemäß ihr männliches Gegenbild, den „Logos" (Geist, Wort). Was Jesus redet, ist nicht der Überlieferung entnommen — nur selten finden sich Anklänge an synoptische (d. h. in den drei ersten Evangelien enthaltene) Worte des Herrn. Nur scheinbar spricht Christus mit den Personen, die der Evangelist mit ihm zusammenordnet. Wegen der zahlreichen Ortsangaben hat man nicht uneben vermutet, der Evangelist habe Palästina bereist und die sich in den dortigen Gemeinden bildenden Ortslegenden aufgenommen. Jedenfalls ist er auch mit jüdischen Gebräuchen und Anschauungen vertraut — aber natürlich nur für seine Zeit: den Abschnitt vor der Zerstörung des Tempels kennt er so wenig, daß er ganz naiv annimmt, das jüdische Hohepriesteramt sei wie das eines provinzialen Oberpriesters der Griechen jährlich neu besetzt worden (Joh 11, 48. 51; 18, 13). Wir finden die aus dem Judentum überkommene übliche Gemeindelehre, daß am jüngsten Tage alle Toten auferweckt und vor ein letztes, über Verdammung oder Seligkeit entscheidendes Gericht gestellt werden, und einmal wird sogar die Auferstehung zum ewigen Leben mit dem Genuß des Abendmahls in einen uns auch anderweitig bezeugten Zusammenhang gebracht. So sicher doppelsinnige Verwendung gewisser Bilder und Begriffe zur schriftstellerischen Eigenart des Evangelisten gehört, so unwahrscheinlich ist es doch, daß die hart gegeneinander stehenden Gegensätzlichkeiten von hier aus zu erklären sein sollen: es werden wirklich verschiedene Schichten theologischen Auffassens vorliegen, die in übereinander gelagerten Niederschriften verschiedener Verfasser zum unausgeglichenen und unausgleichbaren Ausdruck kommen: und dadurch wird das ohnehin schon verwickelte Problem der Verfasserschaft dieser

Schriften noch weiter verwickelt. Die kirchliche Meinung geht seit dem Ende des 2. Jahrhunderts dahin, den Apostel Johannes, den Zebedäussohn, als den Verfasser dieses ganzen Schrifttums anzusehen; er soll bis in die Zeit des Kaisers Trajanus (98—117) gelebt und im hohen Alter das Evangelium verfaßt haben. Vielleicht ist diese Legende vom Johannes von Ephesus schon im Nachtrag des Evangeliums (Joh 21, 22) angedeutet; dem Ignatius (gestorben 107) ist sie noch unbekannt, da er die Ephesier nur als „Kultgenossen des Paulus" ehrt (Brief an die Epheser 12, 2); daß sie ungeschichtlich ist, wird übrigens auch durch eine alte Nachricht erwiesen (bei Papias), wonach die beiden Zebedäussöhne von den Juden erschlagen seien. Nur soviel ist uns unmittelbar aus dem Evangelium ersichtlich, daß der „Lieblingsjünger" keine historische Gestalt ist und sein soll, und daß der Verfasser nicht Augenzeuge geschichtlichen Geschehens, sondern Deuter eines übergeschichtlichen Wirkens ist."

Bei der Bedeutung, welche das Johannesevangelium errungen hat, rechtfertigt sich die auszugsweise Wiedergabe der religionsgeschichtlichen Feststellungen von Prof. Martin Dibelius-Heidelberg[1]: „Es darf nicht der gesamte Stoff des Johannesevangeliums auf die drei ersten Evangelien zurückgeführt werden. Vor allem gilt dies von der Leidensgeschichte. Hier bietet das Johannesevangelium, das im ganzen wie die anderen Evangelien erzählt, doch eine Anzahl bemerkenswerter Einzelheiten. Ihr geschichtlicher Wert ist nicht ohne weiteres zu bestimmen. Auch überlieferte Jesussprüche sind im Johannesevangelium verwendet, obwohl die Reden Jesu im ganzen als Schöpfung des Evangelisten zu gelten haben. Die religionsgeschichtliche Stellung des Johannesevangeliums ist dadurch gekennzeichnet, daß es zwar den drei ersten Evangelien gegenüber fremdartig und an Paulus gemessen eigenartig erscheint, zu einer bestimmten Umwelt aber offenbar dadurch in enger Beziehung steht, daß es die Sendung Jesu in der dieser Umwelt geläufigen Weise zur Darstellung bringt. Den Ursprung dieser jedenfalls zur Gnosis (Geheimerkenntnis) im weiteren Sinne gehörigen Gedankenwelt glaubt man heute in Iran suchen zu dürfen; man schließt dies vor allem aus neuerdings ans Licht gezogenen Texten. Es sind zunächst vier Gedankengruppen, an denen man im Johannesevangelium die Verwandtschaft mit dieser iranischen Gnosis feststellen kann — zumal weil sie mit

---

[1]) RGG III 349—363.

ursprünglich christlichen Vorstellungen in einem gewissen Spannungsverhältnis stehen: Erstens kommt Jesus ‚von dem, der mich sandte', er ist der ‚Gesandte' der iranischen Texte. Darum treten urchristliche Würdenamen zurück; an die Stelle der evangelischen Sprüche und Gleichnisse treten andere Redeformen und Bilder, die in den iranischen und den von ihnen abhängigen Texten Gleichklänge haben (‚Ich-bin'-Worte; Hirt, Weinstock, Tür, Weg). — Zweitens erscheint der Offenbarer, dem iranischen Gesandten gleich (Verkleidungsmotiv), in der Welt als ein Fremder, den die Welt nicht erkennt: sie muß ihn beständig mißverstehen — so erklärt sich im Johannesevangelium die so auffallende Technik des Mißverständnisses in der Wechselrede — denn er ist aus einer anderen Welt und wird dahin zurückkehren: dann wird man ihn vergeblich suchen. — Drittens ist der auffallendste und aus der christlichen Überlieferung am wenigsten erklärbare Zug der Gedankenwelt des Johannesevangeliums die Voraussetzung, daß auch Jesus — obwohl er himmlischen Ursprungs ist und aller göttlichen Kräfte mächtig — noch einer Vollendung durch Gott bedarf: er muß ‚erhöht' oder ‚verherrlicht' werden und muß sich ‚weihen' (Joh 17, 19); diese Erhöhung, auf der im Johannesevangelium viel mehr Nachdruck liegt als auf der Kreuzigung, bedeutet eine Art Rechtfertigung des Erlösers (Joh 8, 28; 16, 10), aber auch die Katastrophe des Weltalls (Joh 12, 31; 14, 30; 16, 11; 6, 62) und zugleich die Erlösung der Gläubigen (Joh 12, 32; 17, 24). Dieser Gedanke — Erlösung dem Erlöser! — erklärt sich, wenn im Hintergrund ein Mythus steht, der von der Verstrickung und Befreiung des göttlichen Gesandten selbst erzählt. Das ist der Fall bei dem aus den Quellen zu erschließenden iranischen Mythus vom Urmenschen. Daß dieser überhaupt auf Christus übertragen worden ist, erkennen wir aufs deutlichste aus den ‚Salomo-Oden' und aus dem ‚Lied von der Perle' in den Thomas-Akten. — Viertens ist der Auftrag, den Jesus vom Vater erhalten hat, die Offenbarung: sein wesentlichstes Werk sind darum die Offenbarungsreden im Ich-Stil. So fremd dieser Typus dem evangelischen Redestoff ist (mit Ausnahme von Matth 11, 25ff.; 28, 18ff.), so vertraut ist er den mandäischen Texten. Das Johannesevangelium bringt Jesu Sendung also in einer Weise zum Ausdruck, die der Umwelt durchaus geläufig ist."

Die wissenschaftliche Theologie mißt also dem Johannesevangelium noch weniger geschichtlichen Wert bei als den drei ersten Evangelien. Damit aber sind diese vier Schriften eigent-

lich doch völlig entwertet. Und dringend erhebt sich nun die Frage, ob nicht vielleicht wenigstens die Jesusworte der Evangelien einigermaßen sicher sind — denn diese Jesusworte bilden doch letzten Endes die Grundlage sämtlicher dogmatischer Kirchenverkündigung.

Umfassend zeichnet Prof. Lietzmann-Berlin[1]) das Problem: „Unsere Quellen über Jesu Worte und Taten sind von der christlichen Gemeinde geformt: wir können die Arbeit der ältesten Christenheit deutlich an ihnen wahrnehmen, so deutlich, daß wir sie vielfach zur Kennzeichnung der Meinungen und Hoffnungen eben dieser Gemeinde verwerten dürfen. Unser Wissen um Jesus schöpfen wir fast ausschließlich aus den drei ersten Evangelien. Von diesen ist das älteste das Markusevangelium; es ist bald nach dem Jahre 70 verfaßt, hat aber bereits ältere schriftliche Quellen benutzt, die sich freilich nicht sauber herausarbeiten lassen und nur gelegentlich deutlich erkennbar werden. Die beiden anderen Evangelien aber haben noch eine zweite Quelle herangezogen, die als gemeinsamer Überschuß über den Markustext in beiden Evangelien klar zutage tritt. In der uns greifbaren Form stammt auch sie aus der Zeit nach 70; sie war griechisch geschrieben und enthielt vornehmlich Reden und Sprüche des Herrn. Daß außer diesen schriftlichen Quellen auch in derselben Zeit noch mündliche Überlieferung eine Rolle gespielt und einzeln umlaufende Geschichten hier und da zugefügt hat, muß in Rechnung gestellt werden. Die uns unmittelbar oder durch einfache kritische Untersuchung erreichbaren schriftlichen Quellen stammen demnach aus den siebziger Jahren des 1. Jahrhunderts. Von ihnen aus gelangen wir zu einer vor 70 liegenden Schriftstellerei, und diese beruht wiederum auf mündlicher Überlieferung der ersten Jüngergeneration, die also in letzter Linie als der Boden erscheint, auf dem all unsere Kunde von Jesus gewachsen ist. Eine solche Überlieferung pflegt aber eine Überlieferung von Einzelstücken zu sein, die jedes für sich umlaufen und erst von Sammlern unter Gesichtspunkte zusammengestellt werden, die dem Stoff von Hause aus fremd sind. An dem uns vorliegenden Stoff können wir beobachten, wie die Wünsche, die Bedürfnisse und die theologischen Meinungen innerhalb der Gemeinde eine Geschichte, einen Spruch, ein Gleichnis fortbilden und zuweilen so umgestalten, daß der Uneingeweihte es nicht wiedererkennt. Ja, wir sehen die religiöse Phantasie

---

[1]) Lietzmann a. a. O. S. 34—37.

völlig Neues ins Leben rufen, das dann wieder den gleichen Gesetzen der Fortentwicklung unterliegt."

Damit erweist sich die Frage nach den Jesusworten als recht verwickelt; und die sachliche Schwierigkeit wird noch von Prof. Michaelis-Berlin[1]) unterstrichen: „Die Worte Jesu sind ursprünglich aramäisch gesprochen; trotzdem wird es uns sehr schwer, ihre uns in den Evangelien vorliegende griechische Form durch Rückgang auf den aramäischen Wortlaut aufzuhellen, weil der Stoff außer der — vermutlich schon sehr früh vollzogenen — Übersetzung eine schicksalsreiche, nicht ins Letzte mehr nachprüfbare Entwicklung in der Zeit der freien und festen mündlichen und schriftlichen Überlieferung durchgemacht hat."

Als Beispiel für die Unsicherheit der Überlieferung sei das bekannte Gebet „Vater unser" hervorgehoben, welches von Prof. Lietzmann-Berlin[2]) behandelt wird: „Man hat wohl mit Recht außer der Taufe noch weitere Einflüsse des Johanneskreises auf die christliche Urgemeinde aus den evangelischen Texten erschlossen. Wir erfahren aus Lukas (Luk 11, 1—4), daß Johannes seine Jünger „beten lehrte", und daß die Jesusjünger daraufhin auch von ihrem Meister eine solche Belehrung erwünscht haben — worauf ihnen Jesus das Vater unser vorspricht. Nur freilich ist der bei Lukas in den gewichtigsten Handschriften erhaltene Text am Anfang reichlich unsicher, jedenfalls aber von dem bei Matthäus (Matth 6, 9—13) stehenden und in den kirchlichen Gebrauch aufgenommenen Text erheblich verschieden: woraus sich zum mindesten ergibt, daß dies Gebet nicht schon in der ältesten Überlieferung eine feste Form hatte, also nicht in abgeschlossener und autoritativer Gestalt aus Jesu Mund hervorgegangen und unverändert weitergegeben worden ist. Vielmehr können wir beobachten, daß um einen alten Kern einfachster Bitten, der dem Lukastext zugrunde liegt, sich endzeitliche Bitten um das Kommen des Gottesreiches in mannigfachen, durch die jüdische Gebetssitte beeinflußten Wendungen gelagert haben." — Eine auffallende Ähnlichkeit zeigen etwa die jüdischen Gebete Kaddisch, Schemone-Esre, Morgen- und Abendgebet.

Desgleichen stammt die „Bergpredigt" nicht von Jesus. Sie ist vielmehr das Werk der Evangelisten, die sie nicht nur an ganz verschiedene Orte verlegen (Matthäus auf einen Berg, Lukas auf ein

---

[1]) RGG I 995.

[2]) Lietzmann a. a. O. S. 56f.

Feld), sondern sie auch in ganz wesentlich abweichendem Wortlaut bringen. Es ist anzunehmen — wie Prof. Peterson-Bonn[1]) darlegt — daß es sich in der Bergpredigt um eine Art „Katechismus" der ältesten Gemeinde handelt, vielfach aus ihr heraus erst gestaltet und deshalb auch (Matth 5, 17—19) deutlich und streng jüdisch gebunden: man hat überlieferte Sätze zusammengestellt, um sie bei der Predigt verwenden zu können.

Nicht übergangen soll dabei sein, daß manche Sätze des Neuen Testamentes nachträglich durch Mißdeutung verzeichnet worden sind — ein Beispiel mag das bekannte Wort vom „Reich Gottes in euch" bieten, welches von Prof. K. L. Schmidt-Bonn[2]) behandelt wird: „Es heißt Luk 17, 20f.: Die Gottesherrschaft kommt nicht so, daß man sie berechnen kann, und man kann auch nicht sagen: siehe hier oder da — denn siehe, die Gottesherrschaft ist mitten unter euch! — Dieses viel behandelte und oft mißverstandene Wort hat seine Zuspitzung allein in der Ablehnung der Vorzeichenberechnung. In dem aramäischen Urwortlaut liegt ein Hilfszeitwort ‚ist', ‚wird sein' gar nicht vor; und die von Luther gebrauchte Übersetzung ‚inwendig in euch' ist unrichtig — was sich schon daraus ergibt, daß die syrische Übersetzung eine Rückübersetzung des griechischen ‚εντος' (innerhalb) in das dem Syrischen verwandte Aramäische verlangt, welche ‚mitten unter euch' besagt." — Damit sind alle Folgerungen auf die „Innerlichkeit" des hier angekündigten Gottesreiches hinfällig und auch die Meinung von einer ‚idealistischen Auffassung' — es wird sich vielmehr noch zeigen, daß das erwartete Messiasreich höchst greifbar gedacht war.

Für das ganze Problem der Jesusworte zieht Prof. Arnold-Meyer-Zürich[3]) die Folgerung: „Wir wissen von Christus ja nur durch das Zeugnis der Apostel und der neutestamentlichen Evangelien. Wie umstritten ist das Bild und das Leben des geschichtlichen Jesus! Soll dies schwankende Bild die feste Offenbarung Gottes sein? Das beliebte Wort für die Bibel, „Urkunde der Offenbarung", wird darum mit Recht angefochten. Die Kritik zeigt, wie wenig urkundlich sicher diese Berichte sind; vor allem wollen diese Berichte keine historischen Urkunden, sondern Zeugnisse sein."

---

[1]) RGG I 907ff.

[2]) RGG III 131.

[3]) RGG I 997.

Damit ist der Kernpunkt aufgedeckt: In den Evangelien wird kein Sachverhalt geschildert, sondern nur die Ansicht der Urgemeinde „bezeugt". Dieses „Zeugnis" aber ist ohne jede Bedeutung für den Außenstehenden, der ja nicht wissen will, was der Evangelist von einer bestimmten Person nach seiner Privatansicht meint, sondern was es mit dieser Person wirklich auf sich hat. Liegt aber der Befund des Neuen Testamentes so, wie er hier von kirchlichen Theologen geschildert wird — und zwar nicht nur von den hier genannten, sondern von der gesamten heutigen sachlichen theologischen Wissenschaft — dann bedeutet das eigentlich nichts anderes als die sachliche, nüchterne Feststellung:

Es ist kein einziges echtes Jesuswort im Urwortlaut erhalten. Was Jesus wirklich gesagt, getan und gewollt hat, ist in keinem einzigen Fall mit Sicherheit zu erweisen. Seine Persönlichkeit ist ebensowenig bekannt wie seine Lebenszeit. Alle Berufungen auf Jesus sind deshalb immer unsicher und niemals irgendwie verbindlich; eine Auseinandersetzung mit Jesus wäre gegenstandsloser und aussichtsloser Versuch.

Bei der Frage nach der „Entstehung der politischen Kirche" kann also Jesus als Person ganz außer Ansatz bleiben — man hat es nur mit der Urgemeinde zu tun.

Will man aber doch Jesus als Person sich vorzustellen versuchen, so mögen hier zwei fachtheologische Zeichnungen wiedergegeben sein, deren theologischer Charakter ganz nachdrücklich betont wird.

Prof. Lietzmann-Berlin[1]) sagt: „Jesus ist in dem kleinen galiläischen Ort Nazareth aufgewachsen, vermutlich auch geboren. Sein Vater Joseph muß früh gestorben sein; wir hören immer nur von seiner Mutter Maria. Er hat vier Brüder gehabt, deren Namen uns überliefert sind: Jakob, Joses, Juda, Simon, dazu mehrere Schwestern. Von Beruf war er Zimmermann (Mark 6, 3). Zu Hause hat man sein wunderliches Wesen kopfschüttelnd betrachtet und ihn endlich für verrückt erklärt (Mark 3, 21. 31). Daß ihn die Pharisäer als einen Verächter des Gesetzes haßten und als falschen Propheten verfolgten, war die notwendige Folge seiner Taten und Reden. Nirgendwo ist uns zuverlässig ein Jesuswort überliefert, in welchem er sich selbst die Messiaswürde zuschreibt (das

---

[1]) Lietzmann a. a. O. S. 38—47.

Bekenntnis vor dem Hohenpriester Mark 14, 62 ist schwerlich historisch). Wie lange Jesu öffentliche Wirksamkeit gedauert hat, wissen wir nicht: das eine Jahr, in welches Markus seine Darstellung hineinpreßt, ist nur literarische Form und will gar nicht historische Zeitberechnung sein. Der vierte Evangelist rechnet ganz unbefangen mit drei Jahren — ohne daß wir ihn deshalb als zuverlässigeren Zeugen aufrufen könnten."

Und Prof. K. L. Schmidt-Bonn schildert Jesus[1]): „Jesus ist als ungefähr dreißigjähriger Mann — ohne daß wir etwas über seine äußere und innere Vorbereitung sagen können — öffentlich aufgetreten, hat einige Jahre hindurch hauptsächlich in Galiläa, ab und zu auch außerhalb der Landesgrenzen und in Jerusalem und zuletzt nur dort gewirkt. Die von Johannes dem Täufer entfachte und getragene Buß- und Taufbewegung hat Jesus veranlaßt, ebenfalls die Buße zu predigen, dabei den Ruf des Täufers aufnehmend (Mark 1, 15; Matth 4, 17). Im Rahmen der allgemeinen Geistes- und Religionsgeschichte erscheint Jesus als ein Mann mit prophetischer Haltung und einem sehr ausgeprägten Berufsbewußtsein, mit dem sich ein schlichter Handwerker von Heimat, Familie und Beruf löst und das begreifliche Kopfschütteln gerade der eigenen Verwandten hervorruft. Soweit dann in einzelnen Sprüchen — z. B. in dem ‚Ich aber sage euch' — ein Bewußtsein deutlich wird, das aller menschlichen Erfahrung widerspricht, taucht allen Ernstes die Frage auf, ob hier nicht ein Schwärmer redet und handelt, der rätselhaft und unheimlich, ungesund und unklar ist. So wird eine psychiatrische Beurteilung der Person Jesu akut."

Das ist das Bild, von Theologen gezeichnet.

Daraus ergibt sich aber auch, daß jedes „Jesusbild" — mag es mit irgendwelchen irdischen oder himmlischen Farben gezeichnet sein — immer eine ungeschichtliche freie Dichtung ist, ob es nun ein „konfessionelles Jesusbild" oder ein „völkisches Jesusbild" ist: mit willkürlich herausgerissenen Bibelworten ist geschichtliche Wahrheit nicht zu gewinnen. Das bestätigt als Theologe Prof. Carl Albrecht Bernoulli-Basel[2]): „Gerade die Bibelkenner, die sich einer streng kritischen Textuntersuchung befleißigen, geben zu, daß uns nur mittelbare Zugänge zu einem Jesusbild offenstehen und daher alle biographischen Anläufe

---

[1]) RGG III 125f., 147f.

[2]) Carl Albrecht Bernoulli, Johannes der Täufer und die Urgemeinde, Leipzig 1918, S. 461.

in romanhafte Vorspiegelungen ausmünden müssen. Jesus hat gelebt: doch nur auf der weiten Fläche des urchristlichen Jahrhunderts ist sein Abbild für uns zerstreut ausgebreitet — jeder engere Durchblick bleibt uns vorenthalten." — Diese sachliche theologische Feststellung müssen sich auch die Unternehmer von „Nationalkirchen" merken.

15. Die Vorstellungswelt der Evangelien

Die bisherige Darstellung im Lichte der theologischen Wissenschaft hat bereits ergeben, daß die Evangelien als „Urkunde" der christlichen Kirche auf derselben Ebene stehen wie das Alte Testament als die „Urkunde" der jüdischen Kirche. Entstehung und Entwicklung sind in beiden Fällen genau gleich.

Um aber die von den Theologen durchgeführte „Entzauberung" des Neuen Testamentes noch deutlicher zu vermitteln und dadurch den folgenden Untersuchungen den Weg restlos zu bahnen, sollen noch einige Kernprobleme behandelt werden, auf welche man stößt, wenn man von der „Entstehung der politischen Kirche" spricht. Denn es soll ja bei dieser Erörterung nur um geschichtliche Fragen gehen — und da kann es natürlich nur nützlich sein, zu zeigen, daß die Theologen selbst die ersten sind, um jedes „Dogma" auszuschalten: denn um so freier kann sich dann die Untersuchung bewegen. —

Daß Jesus von einer Jungfrau geboren sei, ist der ältesten Überlieferung noch ganz unbekannt und erst später in die „Legende" eingefügt worden. Aus der Religionsgeschichte ist bekannt, daß „Göttersöhne" sehr häufig erwähnt werden: in der griechischen Sage sind sie etwas Selbstverständliches, und die ägyptischen Könige wie auch andere Herrschergeschlechter führten sich immer auf einen göttlichen Vater zurück. Und im 1. Jahrhundert n. d. Z. war die Zeugung eines „Götterkindes" aus dem „Geist" eine in Griechenland und Ägypten weitverbreitete theologische Anschauung — zumal der Jude Philo von Alexandria den Satz aufgestellt hatte, daß Gott nur mit einer „jungfräulichen" Seele verkehren könne, weshalb er auch vor seinem Gespräch mit Sarah (Gen 18, 13ff.) diese in den Stand einer Jungfrau zurückversetzt habe. Die älteste Gemeinde in Palästina hat in Jesus ganz selbstverständlich den Sohn Josephs und Marias gesehen und seine Brüder mit Namen gekannt (Mark 6, 3; die Deutung der „Brüder" als „Verwandte" ist eine unbegründete Verlegenheitsaus-

rede). Deshalb ist auch von einer besonderen „Geburtsgeschichte“ gar keine Rede gewesen. Nur Matth 1, 18—25 und Luk 1, 34f. sprechen im Rahmen ihrer Legende von der Jungfrauengeburt; und dabei dürfte auch gar nicht die von Matthäus genannte „Weissagung“ des Jesaja den Anstoß gegeben haben, sondern die auch im Judentum jener Zeit verbreitete Meinung, daß ein „Sohn Gottes“ eben auch buchstäblich von einem Gott gezeugt sein müsse.

Was es mit der „Jungfrauengeburt“ auf sich hat, zeigt ein Blick auf die berühmte „Immanuel-Stelle“ des Jesaja, welche von Prof. Gunkel-Halle[1]) erklärt wird: „Immanu-El (Mit-uns-Gott) ist der Name eines Kindes, von dessen Geburt und Schicksalen Jesaja spricht. Des Propheten Augen blicken starr: er sieht ein junges Weib (hebräisch: almah; nicht „bethulah“, Jungfrau!) vor sich, das niemand anders schaut: ‚da ist das Weib!‘ Dies Weib wird schwanger, gebiert einen Sohn und nennt ihn dann Immanu-El (Jes 7, 14). Der Sinn des Ausspruches im Zusammenhang ist klar: In einem Jahr ist Juda von den Feinden befreit und hat es erfahren, daß Gott bei ihm gewesen ist. Solche Namengebung nach großen politischen Ereignissen ist in Israel Sitte (vgl. 1. Sam 4, 21). Jesaja wird eine ältere Überlieferung von der Geburt und der herrlichen Speise des Messiaskindes gekannt haben. Daß diese Weissagung von Jesus von Nazareth nicht erfüllt worden ist, ist ohne Winkelzüge zuzugeben.“

Und die an die Geburtsgeschichte angeschlossene Sage von den „Weisen aus dem Morgenland“ ist vielleicht — wie Prof. Rühle-Tübingen[2]) darlegt — durch den Staatsbesuch angeregt worden, welchen der Parther Tiridates im Jahre 66 n. d. Z. mit seinen Magiern bei Kaiser Nero in Rom machte.

Über den Beinamen „der Nazoräer“ bemerkt Prof. Lietzmann-Berlin[3]): „In Palästina bezeichnete man die Christen als Nazoräer, und auch Jesus selbst wurde mit diesem Beinamen versehen, und zwar nicht nur von Fremden (Apg 6, 14; Joh 18, 5. 7; 19, 19; Luk 18, 37; Matth 2, 23; 26, 71), sondern auch in der christlichen Gemeinde (Apg 2, 22; 3, 6; 4, 10; 6, 14; 22, 8; 26, 9; Luk 24, 19). Was das heißen soll, ist trotz vieler daran gewandter Arbeit noch immer ungeklärt.“ — Die Zusammenordnung von „Nazoräer“ und „Nazareth“ erscheint sprachlich als unmöglich, so daß mit diesem Beinamen die *Herkunft* schwerlich gemeint sein kann. Weiter

---

[1]) RGG III 194f.

[2]) RGG I 2011f.

[3]) Lietzmann a. a. O. S. 132f.

führt dann schon die Feststellung, daß es im Judentum der damaligen Zeit eine Sekte gab, deren Mitglieder sich „Nazoräer" nannten, d. h. „Beobachter", weil sie einen feierlichen Taufbrauch fest „beobachteten" — und diese Sekte hing mit Johannes dem Täufer zusammen. „Nazoräer" wird also nichts anderes bezeichnet haben, als daß Jesus auch zu dieser Sekte gehört hat.

Oft ist weiterhin die Frage aufgeworfen worden, ob Jesus ein Jude gewesen sei oder nicht. Sie wird von Prof. Gerhard Kittel-Tübingen[1]) geklärt: „Jesus, der Kreis seiner Anhänger, ebenso Paulus, waren nach Rasse, Nationalität und Religion Juden. Alle Versuche, die nicht-jüdische und nicht-semitische Abstammung Jesu zu erhärten, bleiben im Gebiet der Phantasie. Selbst wenn das Blut des Galiläers ein paar Tropfen nicht-jüdischen Blutes enthalten haben sollte, so enthielt es doch auf alle Fälle sehr viele Tropfen volljüdischen Blutes. Wichtiger ist, daß Jesus ohne allen Zweifel sich selbst als ein Glied seines Volkes gewußt und empfunden hat. Die Ausrichtung am Alten Testament gibt dem Christentum seine sittliche Haltung. Darum sind die vielfachen Zusammenklänge der Bergpredigt Jesu mit Sprüchen des rabbinischen Judentums allein aus diesem gemeinsamen Mutterboden zu erklären." — Es bedarf ja ohnehin auch kaum einer besonderen Überlegung, um festzustellen, daß Jesus innerhalb des damaligen Judentums überhaupt niemals zu Worte gekommen wäre, wenn er nicht von erwiesener jüdischer Herkunft war: denn der Haß gegen die Römerherrschaft machte die Juden in dieser Beziehung unnachgiebig und schloß die Betätigung eines Nicht-Juden innerhalb der Messiasbewegung gänzlich aus. Auch wenn die von Jesus berichteten persönlichen Bekenntnisse zum Judentum (Mark 11, 15ff.; Matth 5, 18; Matth 15, 24; Luk 19, 41) dem Kreise der Gemeindeüberlieferung entstammen, sind sie für ihn doch beweiskräftig: denn sie ergeben als geschichtlichen Hintergrund, daß die Gemeinde in Jesus durchaus den echten Juden sah — worauf ja auch die nachträglich erfundenen Stammbäume (Matth 1; Luk 3) hinweisen. Besonders zu beachten ist, daß Paulus trotz seines Gegensatzes zum National-Judentum für Jesus die jüdische Herkunft unbedingt festhält (Röm 1, 3; 9, 4f.). Und daß Jesus sich jemals gegen „die Juden" geäußert, damit aber sich als „Nicht-Juden" bezeichnet habe, ist nirgends im Neuen Testament auch nur entfernt angedeutet; er hat sich — nach der (freilich auch verzeichneten) Darstellung der

---

[1]) RGG III 492f.

Evangelien — nur gegen die Sekte der Pharisäer gewendet; die Worte Joh 8, 44 aber sind genau so ungeschichtlich wie die übrigen Reden des Johannesevangeliums. Den Kernpunkt der Frage umschreibt theologisch Prof. Feine-Halle[1]): „Jesus hat nicht eine neue Gottesverkündigung bringen wollen. Sein Gott ist der im Alten Testament geoffenbarte Gott." Und damit erübrigen sich alle weiteren Erörterungen, die bei der völligen Unsicherheit der Unterlagen fruchtlos bleiben müssen und in reinen Vermutungen steckenbleiben. —

Den evangelischen Bericht über die Leidensgeschichte bewertet Prof. Lietzmann-Berlin[2]) folgendermaßen: „Die Jünger waren bei der Verhaftung geflohen, nur Petrus war umgekehrt und seinem Meister bis in den Hof des hohepriesterlichen Amtsgebäudes nachgeschlichen. Dort hat er sich unter das Personal gemischt und sich durch ein paar Lügen vor Entdeckung zu schützen verstanden. Aber es ist mehr als unwahrscheinlich, daß auf seinen Bericht zurückgeht, was wir über die nächtliche Verhandlung des Hohen Rates bei Markus lesen; alle Anzeichen sprechen dafür, daß wir eine spätere christliche Formulierung vor uns haben. Es muß dahingestellt bleiben, ob sich in dieser Darstellung verblaßte Erinnerungen an einen wirklichen Sachverhalt erhalten haben. Es ist ein Irrtum — den freilich die Evangelisten teilen und gefördert haben —, daß der Hohe Rat nicht das Recht zur Fällung und Ausführung von Todesurteilen besessen habe."

Die immerhin auffällige Gestalt des Verräters Judas wird theologisch von Prof. C. A. Bernoulli-Basel[3]) gezeichnet: „Wenn Iskariot, der Beiname des Zwölfjüngers Judas — nach neuerlicher Entdeckung — nicht einen Heimatsort, sondern den ‚Sikarier', den Dolch- oder Messermann, bezeichnet, nämlich den Angehörigen einer weitverbreiteten Verschwörerbande, mit der in Beziehung zu stehen später auch Paulus verdächtigt wurde (Apg 21, 38) — so wird die Zugehörigkeit des Berufsverbrechers zum Jüngerkreise allerdings nur durch einen infantilen (kindlichen) Einschlag in der Jesusseele annehmbar. Wäre Judas einfach ein gedungener Mörder der Priesterpartei gewesen, wie kam es dann zum Judaskuß? Einen Fremden hätte Jesus nicht umarmt, und gerade diese am Verräter geübte Feindesliebe erscheint im Rahmen des synoptischen Leidens-

---

[1]) Feine, Theologie des Neuen Testamentes, Leipzig 1936. S. 16.
[2]) Lietzmann a. a. O. S. 50.
[3]) Carl Albrecht Bernoulli a. a. O. S. 466.

berichtes als eine hervorragend freiwillige Handlung, weil sie durch kein alttestamentliches Weissagungswort veranlaßt erscheint und ein solches doch eben für die Judasberichte mehrfach in Erscheinung tritt. Sobald Jesus kindhaft empfand, dann war seine sonst ausgeprägte Menschenkenntnis nicht gegen die Versuchung geschützt, eine abenteuerliche Person, wenn sie im übrigen außergewöhnlich und — ihm selber ähnlich — phantastisch begabt war, vertrauensselig heranzuziehen. Es braucht auch da ohne Auslese nicht abgegangen zu sein, und er mag Judas um bestechender Eigenschaften willen, die mit einer entschlossen machtgegnerischen Gesinnung verbunden sein konnten, idealisiert haben. Wo männlicher Scharfblick sogleich mißtraut hätte, vertraute er blindlings: in ein Vagantendasein, wie das seine, hätte sich dann der Bandit eingeschlichen. Wie hätte aber die Urgemeinde es über sich gebracht, gerade den Schurken zu einem Jünger zu machen, wenn er es nicht wirklich vorher schon war? Der von Satan abgesandte Bösewicht im Heiligenkreise erklärt sich der darüber nachgrübelnden Urgemeinde als göttliche Zulassung — uns, die wir für die tragische Lösung Sinn haben, als unvermeidliches Gegengewicht gegen übersteigerte Einbildungskraft."

Was aber die berühmte Schilderung der Vorgänge bei Pontius Pilatus angeht, so weist Prof. Schütz-Kiel[1]) als Theologe auf folgende bedeutsame Tatsache hin: „Schon in den kanonischen Evangelien zeigt sich die Neigung, die römische Behörde oder den Staat durch den Mund des Pilatus die Unschuld und die Ungefährlichkeit Jesu, also des Christentums, versichern zu lassen — besonders bei Lukas und Johannes." — Man wollte also in den beginnenden politischen Auseinandersetzungen mit dem Römerreich dem Vorwurf der „politischen Kirche" zuvorkommen, und das konnte nicht besser geschehen, als daß man dem römischen Statthalter die Unbedenklichkeitserklärung in den Mund legte. Pilatus kann solche Erklärung gar nicht abgegeben haben — denn die römische Behörde betrachtete jeden „jüdischen Messias" ohne weiteres als „Staatsfeind", weil sie die jüdische Kirche längst als eine durch und durch „politische Kirche" erkannt hatte. Hierher weist auch der bekannte Satz des römischen Schriftstellers Suetonius, daß Kaiser Claudius (vielleicht im Jahre 52) „die Juden, die auf Anstiften eines Chrestus dauernd Unruhen erregten, aus

---

[1]) RGG IV 1261.

Rom vertrieb": denn hier ist gar nichts von innerjüdischen religiösen Auseinandersetzungen gesagt, sondern einfach von „Unruhen" die Rede (assidue tumultuantes), wobei an jüdische Revolutionsversuche zu denken ist anläßlich des Auftretens eines neuen „Messias" (die Gleichsetzung von „Chrestus" und Christus ist ganz unsicher). —

In der Geschichte von der „Auferstehung" hat man von jeher ein Kernstück der Evangelien gesehen. Im Rahmen der heutigen kirchlichen Theologie gibt Prof. Lietzmann-Berlin[1]) eine Zusammenfassung des Problems: „In Mark 16, 9 ist uns noch ein deutlicher Hinweis darauf erhalten, daß die ersten Erscheinungen des Auferstandenen vor seinen Jüngern in Galiläa stattgefunden haben: dort hat Petrus den Meister wiedergesehen, dort haben sich die Zwölf wieder zusammengefunden und sind von dem Erhöhten mit der Mission für seine Sache betraut worden. Und so sind sie nach Jerusalem gezogen. Hier fand die Erscheinung ‚vor den Fünfhundert' statt (1. Kor 15, 6), welche die neue Gemeinde begründete und die in der Pfingstgeschichte ihre traditionelle Formung gefunden hat. Aber auch seinem Bruder Jakobus ist Jesus erschienen und hat ihn damit für die Gemeinde gewonnen, in der er sofort eine Ehrenstellung erhielt. Schließlich erfolgte noch eine letzte Offenbarung an alle führenden Leute der Gemeinde: es war die abschließende Bestätigung ihres Amtes. Dann ‚fuhr der Herr gen Himmel'. Phantasie und Glaubensverteidigung haben diese Erscheinungen ausgesponnen, vermehrt, verändert, den Beweis des ‚leeren Grabes' hinzugefügt und die späteren Formen unserer Evangelientexte geschaffen."

Eine sehr gründliche Untersuchung dieser Vorgänge hat der schweizerische Theologe Prof. C. A. Bernoulli-Basel[2]) vorgenommen, aus welcher hier folgendes herausgehoben sei: „Der älteste und beste Bericht über die Ostermystik der Urgemeinde stammt von Paulus. Dazu veranlaßt hat ihn sein Bestreben, der Gemeinde von Korinth die Auferstehung Jesu als eine unumstößliche Tatsache hinzustellen. Er tat dies nicht ganz ein Vierteljahrhundert nach Jesu Tod. Da alle anderen uns erhaltenen Aufzeichnungen über das Herrenleiden in das nachapostolische Zeitalter fallen, sind die wenigen Zeilen des Paulus eine Quelle ersten Ranges (1. Kor

---

[1]) Lietzmann a. a. O. S. 52.

[2]) Bernoulli, Johannes der Täufer und die Urgemeinde, Leipzig 1918. S. 212 bis 251.

15, 3—8). Die zweite Erscheinung der Paulusliste scheint übereinzustimmen mit der sogenannten ‚Haupterscheinung‘, die man in den Osterberichten aller vier Evangelien als gemeinsame Unterlage des dem Jüngerkreise vom Auferstandenen abgestatteten Besuches herausschälen kann. Doch ist hier das meiste bereits literarisch zurechtgestutzt, und das gilt auch von einigen wichtigen Zutaten, die sich nicht mehr als naive Ausschmückung — etwa auf Grund naheliegender ‚Weissagungsbeweise‘ — in die Frühzeit zurückverlegen lassen. — Die ausdrückliche Behauptung des Paulus ‚Am dritten Tage nach der Schrift auferstanden‘ läßt kaum eine andere Deutung übrig als die folgende: Paulus kannte das Herrenwort (Matth 12, 40): ‚Wie Jonas im Bauche des Untiers war drei Tage und drei Nächte, so wird der Sohn des Menschen im Schoß der Erde sein drei Tage und drei Nächte.‘ Paulus verfolgte die feste Praxis, bei gelegentlich seltenster Verwendung von Jesusworten diese ihre Herkunft strengstens für sich zu behalten. Auch wenn das Wort nicht aus Jesu Munde stammte, stellte es doch für die Urgemeinde eine früheste Verkettung vom Jesusgrab und dem Fischbauch des Jonas her. Diese hat Paulus gekannt. Der paulinische Schriftbeweis für den „dritten Tag‘ gründet sich auf die urchristliche Verbindung von Jona 2, 1 mit Matth 12, 40; es war das ein Schulbeispiel eines rabbinischen Schriftbeweises. — Die Todes- und Grabeserzählungen sind vielleicht — natürlich in ihrem ursprünglichen, unaufgeschriebenen Zustande — überhaupt die Erstlinge gewesen unter allen Versuchen, etwas von Jesus in Worte zu fassen. Von einem wahren Halbdunkel müssen wir uns Petrus und seine Freunde umfangen denken, wenn sie uns als Schöpfer des urchristlichen Ostergeheimnisses lebendig werden sollen. In der Mitteilung des Paulus ‚Er erschien dem Kephas und danach den Zwölfen‘ liegt uns der Bericht von dem Entstehungsaugenblick des Urchristentums vor: es handelt sich um eine ‚Produktive Vision‘ (schöpferische Schauung). Die ‚produktive Vision‘ ist ein unaufhaltsamer Durchbruch des Unbewußten ins Oberbewußtsein; der augenblickliche Vorgang der produktiven Vision ist eine aus wenigen, kurz aufeinanderfolgenden Abschnitten sich zusammenfügende, farbig sichtbare, hörbare, auch riechbare, nicht aber tastbare Verdichtung aus dem gegenständlichen Umkreis des Schauenden. Fest steht, daß diese Ausstrahlung eigenen Seelengehaltes — aus der die Einbildungsnatur der Vision ihrem natürlichen Ursprung nach erklärt sein soll — keineswegs jemals einfach in der Luft schwebt. Vielmehr scheint für jede Schöpfervision

ein einfacher, aber unbedingt sinnlicher Vorwand die unerläßliche Voraussetzung zu sein. Auf den Fall des Petrus angewendet, muß es bei der unsicheren Annahme sein Bewenden haben, daß irgendeine hochstimmende Sinnesreizung einfachster Art — ein hellangestrahlter Gegenstand, ein Stein, ein Hügel — den Ausbruch der Jesusschauung ausgelöst habe. — Das, was an Ostern ‚Wunder' ist, gilt dem Geschichtler nicht mehr dafür, auch im negativen Sinne des Bestreiters nicht. Und Rankes Standpunkt, daß die Jesusfrage der Weltgeschichte dem Historiker unantastbar bleiben müsse, ist infolge des eindringenden Theologenfleißes längst veraltet. — Die lebendige Vorstellung schlichter, gesunder, unbescholtener, in Leiden und Mitgefühl durchglühter, von dem Geist ihrer tausendjährigen Religion durchtränkter, aber nach Jesu Tod von Selbstanklagen und aufgestauten Erwartungsspannungen verwirrter Genezarethfischer und Galiläabauern besaß von vornherein die Eigenschaft, in beliebigen Verbindungen sich unbeschränkt auszubauen und zu verfeinern. In den späteren Heiligenvisionen und in den verwandten Gründungserscheinungen des Islam haben seelische Anwandlungen, die in ähnlicher Richtung wie das Evangelium verliefen, längst nicht dieselbe unerschöpflich reiche Entfaltung des Wunschausbruches in ihrer Wirkung auf die Jahrhunderte zu erzielen vermocht. Das Ostererlebnis der petrinischen Urgemeinde, die folgenschwerste produktive Vision der menschlichen Geschichte, erzeugte einer künftigen abendländischen und europäischen Menschheit ihr seelisches Kraftfeld, indem das Andenken an einen Verstorbenen durch das Mittel menschlicher Gehirne einen neuen Gottesglauben mit allen vergesellschaftenden Folgen einer Weltreligion ins Leben rief. Vergessen wir nicht, daß eine theologische Bewertung des Christusgedankens im Neuen Testament erst von Paulus stammt, und daß Paulus nicht die Ostervision, sondern den Tod am Kreuz von den Petrusleuten übernommen hat, um für seine Heilsvorstellungen einen authentischen, unfehlbar dem geschichtlichen Tatsachenbestand entnommenen Mittelpunkt zu erhalten. Paulus hat damit die sowieso schon subjektive Grundlage des Osterglaubens noch weiter vom Tatsächlichen weg verschoben. — Die gemeinschaftliche Wirkung der produktiven Vision unter ihren unmittelbaren und mittelbaren Empfängern wird in der Sprache der urchristlichen Theologie am ehesten mit dem Ausdruck ‚Heiligung' wiedergegeben. Die urchristliche Osterbotschaft ist uns in der Formel des Paulus — der in seiner Vollmacht nicht hinter den

Zwölfaposteln zurückstehen wollte — überliefert worden: ‚Jesus, der Messias aus Davids Samen nach dem Fleische, gesetzt zum Sohn Gottes mit Macht nach dem Geist der Heiligkeit kraft der Auferstehung von den Toten' (Röm 1, 1—4). Diese Formel ist der dogmatische Ertrag einer semitischen spätjüdischen Tatsachenmystik." —

Damit dürfte die bisherige Untersuchung in den wichtigsten Punkten abgerundet und abgeschlossen sein. Der Zweck der ganzen Darlegung war, aus dem Munde sachkundiger Theologen eine umfassende Schilderung jener Bücher zu erhalten, die als die „Stiftungsurkunde" aller Kirchen angesehen werden. Damit aber ist der hier erstrebten geschichtlichen Erörterung der Weg gewiesen: die Betrachtung kann nämlich nicht an Jesus anknüpfen, muß vielmehr seine undeutliche Gestalt ganz übergehen und sich der Urgemeinde zuwenden, d. h. jener Gruppe innerhalb der jüdischen Kirche, die zuerst als Trägerin der neuen Kirchenbildung erscheint. Und es hat sich gerade an den letzten Untersuchungen unleugbar erwiesen, daß man für die geschichtliche Darstellung das Neue Testament genau so zu betrachten hat wie das Alte Testament.

Der Vorwurf einer „Verzerrung" oder eines „Angriffes auf das Dogma" aber ist völlig ausgeschlossen, weil maßgebende Theologen die Unhaltbarkeit der landläufigen Anschauungen erweisen. Daß trotz der theologischen Feststellungen viele erwiesene Legenden noch als „Tatsachen" verkündigt und sogar in den Schulen gelehrt werden, kann an der Sachlage nichts ändern.

16. Das Spätjudentum

Die eingehende Betrachtung des Neuen Testamentes hat erwiesen, daß es in seiner ganzen Anlage durchaus mit dem Alten Testament zusammengehört und nur seine Erweiterung ist.

Daraus ist nun von vornherein zu schließen, daß im Neuen Testament auch nur die Fäden des Alten Testamentes fortgesponnen werden: die neue Kirche entwickelt sich folgerichtig in und aus der jüdischen Kirche, und es ist die Gedankenwelt des Spätjudentums und zugleich der gesamten östlichen Mittelmeerwelt, die hier Gestalt gewinnt.

Um diese Vermutung auf ihre Tatsächlichkeit zu prüfen und dadurch die „Entstehung der politischen Kirche" zutreffend zu zeichnen, muß an erster Stelle das Spätjudentum erörtert werden. —

Die geistesgeschichtliche Forschung der letzten Jahrzehnte hat deutlich gemacht, daß zu Beginn der Zeitrechnung der östliche Mittelmeerraum — und darüber hinaus sogar sehr stark die westliche Welt — zu einem Hexenkessel geworden war, wo mit der rassischen Entartung auch eine unheimliche geistig-weltanschauliche Verwirrung herrschte.

Es war das die Zeit des „Hellenismus", d. h. der griechischen Einkleidung und Umformung vorderasiatischer Anschauungen, womit allerdings das „Griechentum" am allermeisten verfälscht wurde. Alexander von Makedonien hatte um 330 v. d. Z. versucht, aus Abendland und Orient ein einheitliches „Weltreich" zu schaffen; er hatte die schon lange sich vollziehende Vermischung gefördert, hatte eine „Weltkultur" schaffen wollen. Das Reich, welches er erbaut hatte, zerfiel sofort nach seinem Tode — aber die rassische und weltanschauliche Bastardierung schritt unaufhaltsam und immer schneller voran.

Im griechischen und sogar im römischen Raum wurde alles überschwemmt von „Mysterien", d. h. von religiösen Geheimbünden, die sich rühmten, ihren Eingeweihten durch geheimnisvolle Formeln und Handlungen, durch Beichten, Taufen und heilige Mahlzeiten eine unfehlbare Verbindung mit der Gottheit zu bringen. Diese „Mysterien" fanden überall einen gewaltigen Zulauf; es gab keinen Menschen im östlichen Mittelmeerraum, der nicht irgendeinem Mysterium sich angeschlossen hätte. Und diese Mysterien beriefen sich auf uralte „Offenbarungen": sie wollten aus Ägypten oder aus Babylon stammen, von Göttern in der Urzeit gestiftet sein. In ihnen hoffte man die Gottheit ganz körperlich sinnlich zu „erleben", mit ihr in unmittelbaren Verkehr zu treten.

Der Grundzug all dieser Erscheinungen aber war dieser: Wer sich den Mysterien anschloß, fühlte sich gesichert vor dem drohenden Weltuntergang. Allüberall traten Leute auf, die das baldige Ende der Welt verkündigten; und allüberall fanden sich auch Menschen, die solches Ende und dessen Umstände angeblich genau berechnen konnten. Eine Flut von Büchern ergoß sich damals über die Welt — darin war nur von der „Endzeit-Erwartung" und von „Offenbarungen" die Rede (und man nennt dieses Schrifttum deswegen „eschatologisch-apokalyptisch"); in die Reihe dieser Schriften gehört das alttestamentliche Danielbuch und die neutestamentliche Johannesoffenbarung.

Fiebernde Endzeit- und Untergangsstimmung lag über dem

ganzen römischen Reich — eine Weltkatastrophe wurde erwartet, welche vom Zorne Gottes her als Strafgericht hereinbrechen sollte, und zwar in Kürze. Man sehnte sich nach Erlösung von allen Nöten und Leiden des Lebens — denn man fühlte sich sündig, ja sogar erbsündig. Und so entstand die Gestalt des „Erlösers", die als Mythus in vielen Formen geschildert wurde: ein „Gesandter" sollte von Gott kommen, der die Welt richtet und dann das „Reich Gottes" als ein Paradies der Seligkeit heraufführt, wo es kein Leid und keine Not mehr gibt und vor allem keine Arbeit. Und zugleich sollte dieser „Erlöser" den Armen und Unterdrückten ihre Rache verschaffen: denn die Reichen und die „Großen dieser Welt" sollten in die ewige Hölle gestoßen werden.

Es ist nicht zu verkennen, daß hinter diesen Gedankengängen sehr wirkliche Tatsachen standen. Seit das Römerreich den Wettbewerb des phönikischen Karthago ausgeschaltet und sich den gesamten Welthandel gesichert hatte, war es schrittweise herabgesunken, war politisch instinktlos und rassisch gemischt geworden. Als die Republik dem Kaisertum Platz machen mußte, war das Weltreich bereits ein lebender Leichnam, nur noch durch die Verwaltung und das Heer zusammengeklammert, von der Uneinigkeit der Teilvölker lebend, aber schon vor den herannahenden Germanen erzitternd. Und die sämtlichen Untertanen der Weltstadt glühten von erbittertem Haß gegen die Ausbeuter, die aus den Provinzen alles wegschleppten, was überhaupt nur des Mitnehmens wert war. Unerhörte Reichtümer und phantastischer Luxus fanden sich in Rom — aber in den Provinzen wurden dem Bauern und dem Handwerker die letzten Groschen abgepreßt und er selbst zum „Sklaven" gemacht, wenn er die wahnsinnigen Steuerforderungen nicht erfüllen konnte. Die Aufregung und Empörung war also wohl zu verstehen.

Wenn nun auch die Geschichte von gelegentlichen kleineren Empörungen und Aufständen berichtet, so ist das Hauptkennzeichen jener Zeit eben doch die heimlich genährte Endzeit-Erwartung. Darin aber kam zum Ausdruck, daß diese getretenen und unterdrückten Menschen des Mittelmeerraums aus rassischer und charakterlicher Entartung schon zu feige und zu träge waren, um selbst Hand anzulegen und sich Freiheit und Glück zu erkämpfen und zu erarbeiten. Sie verzehrten sich nur in ohnmächtigem Haß und Neid — voll fiebernder Wunschträume, die ihnen den Himmel für sich und die Hölle für „die anderen" vorgaukelten. Je aussichtsloser ihnen die eigene Anstrengung und jeder Versuch zur Selbst-

hilfe erschien, um so verzweifelter klammerten sie sich an die Hoffnung eines göttlichen Eingreifens. Sie waren die echten „Proletarier“ jener Zeit. Und zu ihnen gehörten die zahllosen Sklaven, die ebenso zahlreichen entwurzelten Landstreicher, vor allem die überall verbreiteten Syrer und Juden.

An diesem Vorabend einer Weltrevolution aber machte sich keineswegs nur die geschilderte soziale und politische Lage geltend — nein, eine der Haupttriebkräfte der Entwicklung war das Judentum. Denn im römischen Reich waren von den rund 55 Millionen Einwohnern nach vorsichtiger Schätzung mehr als 7 Prozent Juden, also ungefähr 4 Millionen! Und diese starke Judenschaft fand sich überall vor; überall gab es geschlossene und vom Staat völlig getrennte Judengemeinden; jedem Juden galt Jerusalem nicht nur religiös, sondern auch politisch als eine „wahre Heimat“; jeder Jude regelte seine gesamten Lebensverhältnisse nicht nach römischem, sondern nach jüdischem Recht. Die meisten Juden galten nach dem antiken Recht als „Ausländer“, so daß sie ihre innerjüdischen Angelegenheiten vollkommen unabhängig regeln konnten — womit das Judentum regelrecht zu einem „Staat im Staate“ wurde; und war ein Jude als „römischer Bürger“ anerkannt, dann fügte ihn diese Tatsache wohl fester in das römische Reich ein, lockerte aber keineswegs seine Bindung an das Judentum.

Diese, von den römischen Kaisern in ihren Sonderrechten anerkannte Judenschaft — die sich von der „heidnischen“ Welt doch aus ihrer Überlieferung heraus so schroff abschloß — betrieb eine ungeheure Propaganda. Die Vorstellung von der jüdischen „Auserwählung“ und der kommenden „Weltherrschaft“ bildete nicht nur den Kern der jüdischen Kirche, sondern regte auch zu umfassender Werbung unter den „Heiden“ an. Zu diesem Zwecke entstand ein eigenes Schrifttum und eine besondere jüdische Philosophie, welche das Judentum den Griechen schmackhaft zu machen versuchte (ihr Hauptvertreter ist Philo von Alexandria zu Beginn der Zeitrechnung gewesen). In größter Unbekümmertheit und jüdischer Frechheit wurde der Satz vertreten, daß Mose der älteste Kulturschöpfer sei und daß die Griechen ihre Kultur von Mose entliehen hätten.

Und die jüdische Propaganda erreichte ihren Zweck: große Mengen römischer Bürger schlossen sich durch Beschneidung oder Taufe den Judengemeinden an — ganz zu schweigen von den überall zu findenden Vorderasiaten. In römischen Kreisen klagte man zwar

stark über die aufdringlichen Juden und wies auf deren unerhörte Ausbreitung hin — aber es geschah nichts, um diese Entwicklung zu hemmen. Vielmehr gelang es den Juden tatsächlich, nicht nur in Handel und Gewerbe einzudringen, sondern auch das geistige Leben allmählich in ihre Hand zu spielen.

Man darf diese Sachlage der damaligen Zeit keinesfalls übersehen oder in ihrer Bedeutung unterschätzen, wenn man die „Entstehung der politischen Kirche" verstehen will. Durch das überall verbreitete und bald überall maßgebende Judentum war die jüdische „politische Kirche" damals schon „Weltkirche"! —

Das eigentliche Ziel der jüdischen Propaganda nun wurde bedingt durch den Geist der Propheten. Die Propheten hatten Israel die Weltherrschaft verheißen (Jes 60—62) und sich dabei auf die „Verheißungen" Jahwehs berufen (Gen 12, 3; Deut 7, 19—24 usw.) — und hatten zugleich (wie oben gezeigt wurde) dem Staat den Krieg erklärt. Galt diese politische Haltung zunächst dem jüdischen Staat, dann erst recht dem heidnischen, der ja nach jüdischer Anschauung vor Jahweh ein verhaßter Greuel war. Es konnte nur eines letzten Endes von einem Juden erwartet werden: das „Reich Jahwehs" — und dieses sollte der erwartete „Messias" bringen.

Den äußerst bedeutsamen Begriff des Messias schildert als Theologe Prof. H. Schmidt-Halle[1]: „Der Messiasgedanke ist eine Ausgestaltung und Sonderform des Erlösungsgedankens; er hat dieselbe religiöse Grundlage und die gleiche seelische Wurzel. Der Messiasglaube im engeren Sinn ist im Judentum zu Hause. Das Wort Messias bezeichnet den König der Welt am ‚Ende der Tage'. Es ist aber zu beachten, daß der Ausdruck in dieser Bezeichnung im Alten Testament (ausgenommen Jes 45, 1) nicht vorkommt. Das Alte Testament meint mit dem Messias (Gesalbten) den König von Israel, und zwar nicht den erwarteten oder erhofften, sondern den jeweils gegenwärtigen. Eine lebendige Messiaserwartung und hier auch den Begriff hat erst Deutero-Jesaja (Jes 45, 1). Er sieht den erscheinenden Weltkönig der Endzeit in dem Perserkönig Kyros; das Bild des leidenden Gottesknechtes dagegen ist wahrscheinlich kein Bild des Messias, sondern meint den Propheten selbst. So wahrscheinlich es ist, daß das Bild des Messias nicht in Israel entstanden ist, so unmöglich ist es, den Ort der Entstehung dieser Erwartung aufzuweisen. Es handelt sich offenbar um eine

[1]) RGG III 2142ff.

nach mehreren Seiten ausstrahlende vorderasiatische Erwartung, heimisch in einer Naturreligion, deren Ort wir einstweilen noch nicht anzugeben vermögen."

Hier tritt deutlich hervor, was angesichts der „Entstehung der politischen Kirche" gut beachtet werden muß: Die überraschende Ausbreitung und Einwirkung des Judentums im Altertum erklärt sich aus der rassischen und deshalb auch weltanschaulichen Entartung. Denn es ist ohne weiteres deutlich: Der Erlösungsgedanke konnte nur bei Menschen Anklang finden, die entweder aus ihrer eigenen Rassenseele heraus für ihn empfänglich waren (und das gilt von allen Vorderasiaten), oder die infolge blutmäßiger Bastardierung innerlich gebrochen waren und deshalb nach einer „Erlösung" verlangten. Dem Vorderasiaten und dem Rassenbastard flößt das Leben Angst ein — solche Angst aber erzeugt Minderwertigkeitsgefühle unter dem Namen der „Sünde" und zugleich die aus der eigenen Kraftlosigkeit erwachsene Hoffnung auf „Erlösung". Wird bei solcher Seelenlage ein „Messias" verkündigt, dann findet die Verkündigung sofort Glauben — weil sich der Schwache nun der eigenen Entscheidung und Anstrengung überhoben sieht. Das Judentum nun bot solchen Messias an, und zwar nicht nur als eine verschwommene Hoffnung, sondern als eine scharf umrissene Gestalt, als den „König der Endzeit" in einem sehr lebendigen „König in Israel". Die verkündigte „Erlösung" griff damit in das politische Gebiet hinüber — und wer keine „Erlösung von Sünden" brauchte, der erhoffte doch wenigstens eine „Erlösung vom Römerjoch": so daß jedem Wunsch der damaligen Zeit Erfüllung versprochen wurde. Innere und äußere Nöte sollten im kommenden „Reich Jahwehs" gleichermaßen behoben werden — und dieses Reich hatte den großen Vorteil, daß man es nicht „erarbeiten", auch nicht „erkämpfen" brauchte, sondern es nur als „Gnade" zu „erwarten" hatte.

Nun wurden überall, wo Juden waren — und sie waren ja überall! — diese Gedanken verbreitet. Welche Hoffnungen wirklich dahinter standen, davon zeugt das Buch Esther, das in Gestalt einer völlig ungeschichtlichen Erzählung den fanatischen Haß der Juden gegen alle Heiden kundtut, ebenso wie das genau so ungeschichtliche Buch Judith. Das Danielbuch erzählte in Gestalt einer Weissagung vom Untergang des babylonischen, medischen, persischen und griechischen Reiches — und wenn man es um den Beginn der Zeitrechnung in jüdischen Kreisen las, dann las man auch noch den Untergang des Römerreiches hinein. Dabei nahm das

Judentum damals von allen Seiten her alle erreichbaren Mythen in sich auf und bereicherte sich an allen umlaufenden Gedanken — natürlich stets in entsprechender jüdischer Umformung.

Noch ein anderer Punkt darf nicht übersehen werden: In echt semitischer Haltung verbanden sich innerhalb des Judentums grelle Widersprüche: neben der glühenden Sinnlichkeit der Paradiesesvorstellung stand eine übersteigerte „Geistigkeit", welche zu Lebensverneinung und Weltverachtung führte. Die innere Spannung des Jahwehbegriffes ließ den Juden seiner Messiashoffnung nicht recht froh werden — man darf sich die Juden nicht etwa als kühne Eroberer vorstellen! —, sondern trieb auch ihn immer wieder in die Angst des Sündengefühls. Und deshalb zeigt das Spätjudentum als Gesamtheit eine ganz sonderbare Mischung religiös-politischer Gedanken, die durch das Wort „eschatologisch-apokalyptisch" gekennzeichnet wird: Das „Reich Jahwehs" ist zwar ein durchaus wirkliches Königreich auf dieser Erde mit der Hauptstadt Jerusalem — aber es kommt nicht als Ergebnis einer Entwicklung, wird auch nicht erreicht durch eine gewöhnliche Revolution, sondern setzt eine Weltkatastrophe voraus, in der alles Bestehende zugrunde geht, um der „neuen Schöpfung" (2. Kor 5, 17) Platz zu machen — und nur, wer zu Israel durch Beschneidung oder Taufe gehört, „überwindet die Welt" und übersteht die Endzeit und geht ein in das Reich Jahwehs, wobei zur „Weltüberwindung" auch ein weitgehender Verzicht auf das Erdenleben gehört. — Die Gesamtvorstellung allerdings ist rassisch bedingt und kann deshalb auch im vollen Umfang eben nur von einem Juden oder Vorderasiaten verstanden werden.

Die Betonung der Endzeiterwartung führte zur Bildung besonderer Sekten innerhalb des Judentums, von denen hier nur die Essener als Vorbild späterer Erscheinungen nach den Ausführungen von Prof. Lietzmann-Berlin[1]) gezeichnet seien: „Als dritte Philosophenschule neben den Pharisäern und Sadduzäern nennt uns Josephus (Jüdischer Krieg 2, 119—161) die Essener und preist sie wegen ihrer idealen Lebensführung; Philo von Alexandria widmet ihnen in einer Abhandlung eine begeisterte Schilderung. Aber sonst hören wir kaum etwas über sie, vor allem nicht in den rabbinischen Quellen. Ihr Name „Chassaja", d. h. die Frommen, ist aramäisch und entspricht genau dem hebräischen „Chassidim", bringt sie also in Verbindung mit den Kreisen, aus

---

[1]) Lietzmann a. a. O. S. 22—24.

welchen wir auch die Pharisäer herleiten dürfen. Und es ist in der Tat wahrscheinlich, daß wir hier nur einen andern Sproß aus der gleichen Wurzel vor uns haben. Die Essener sind ein richtiger Mönchsorden, der in den Städten und vornehmlich in den Dörfern Palästinas seine Klöster angelegt hat. Nach einjährigem Noviziat und einer weiteren zweijährigen Probezeit wurden die bewährt befundenen Bewerber als Vollmitglieder aufgenommen und auf die Lebensführung der Gesellschaft und die Geheimhaltung ihrer Schriften und Lehren verpflichtet. Dann erst durften sie an den heiligen Mahlzeiten teilnehmen, die als zentrale Kulthandlung gewertet wurden. Wer in den Orden eintritt, verzichtet auf Eigenbesitz: er liefert seine Habe der Genossenschaft ab und desgleichen allen weiteren Verdienst seiner Arbeit. Daß es in dieser Gemeinschaft keine sozialen Unterschiede, keine Herren und Sklaven gibt, versteht sich von selbst. Auch auf die Ehe verzichten die Essener: Frauen fehlen in diesem Bunde; nur eine besondere Sekte unter ihnen duldet die Ehe um der Fortpflanzung willen. Wer aus der unreinen Außenwelt in den Orden eintritt, muß sich baden. Mose und sein Gesetz stehen bei ihnen in hohen Ehren, und den Sabbath feiern sie durch strenge Arbeitsruhe. Taufen und heilige Mahlzeiten sind die betonten Kulthandlungen: ob man sie schon Sakramente nennen darf, muß fraglich bleiben. Bei näherer Untersuchung zeigt sich, daß sie durchaus in die Linie der uns bekannten religiösen Entwicklung des palästinensischen Judentums eingefügt werden können." — Die Essener sind deutlich als das Vorbild der späteren christlichen Mönche zu erkennen. In der Geschichte sind sie frühzeitig verschwunden, da sie von der entstehenden christlichen Kirche aufgesogen worden sind.

Die jüdischen Täufersekten werden im weiteren Verlauf noch zu schildern sein.

So wird also das Spätjudentum getragen von einer politischen Endzeiterwartung, die ihren Ausdruck in Sekten und einer starken „Offenbarungs"sucht findet. Und aus dieser Welt ist nun die neue Bewegung der Jesusjünger hervorgegangen — womit zugleich das theologische Urteil über das Neue Testament gerechtfertigt ist, wie es Prof. C. A. Bernoulli-Basel[1]) ausspricht: „Das Ergebnis der neutestamentlichen Forschung liegt nun vor in einer Würdigung der drei ersten Evangelien und der Paulusbriefe als jüdisch-apokalyptischer Schriften. Der apokalyptischen Ausdrucksweise

[1]) Bernoulli a. a. O. S. 49f.

entspricht die absichtlich ungebildete, künstlich mythisch, kulturanspruchslose, bildungsüberlegene Gesinnung, die in den Sprüchen und Reden Jesu zur Äußerung gelangt."

17. Die Urgemeinde

Aus dem Gesamtkreis des Spätjudentums muß nun in der Geschichte der „Entstehung der politischen Kirche" ein kleinerer Abschnitt herausgehoben werden, und zwar die Urgemeinde der Jesusjünger in Jerusalem. Denn diese Gruppe hat die Entwicklung der politischen Kirche für die Zukunft bestimmt und dabei das eigentliche Judentum ungeheuer überflügelt.

Prof. Feine-Halle[1]) zeichnet die Wurzel dieser Urgemeinde: „Die Jüngergemeinde hat sich nach Jesu Tode als jüdische Sekte organisiert. Es unterschied sie im Grunde von ihren Volksgenossen nur der Glaube, daß Jesus der Messias sei. Das Bild, welches die Apostelgeschichte von dem religiösen Leben der Urgemeinde entwirft, zeigt die Jünger als strenge Beobachter der gesetzlichen Ordnung."

Das Bild wird von Prof. Lietzmann-Berlin weiter ausgeführt[2]): „Die Jesusgläubigen entstammten den Kreisen der stillen Frommen, die sich gern nach der Weise der Psalmen die „Armen" nannten und die Sprüche des Meisters von der Seligkeit der Armen in treuem Herzen bewahrten; aber sie wußten sich auch als die „Heiligen", als der treue und gottgeliebte, für die Endzeit ausgesonderte Rest des Volkes, von dem die Propheten und Apokalyptiker kündeten. Beide Bezeichnungen meinten das gleiche und schlossen die Hoffnung in sich, daß die Niedrigkeit und die Entbehrungen der traurigen Gegenwart bald durch überschwenglichen Glanz abgelöst und belohnt werden würden: in den leuchtenden Bildern der Johannesoffenbarung spiegelt sich die Enderwartung dieser jüdischen Urgemeinde wider. Ihre Mitglieder waren Juden und wollten es sein und bleiben: sie besuchten den Tempel, und die Halle Salomos war ihr bevorzugter Sammelplatz (Apg 5, 12; 3, 11; Joh 10, 23). Am Gesetz haben sie treulich festgehalten und eifrig betont, daß Jesus nicht gekommen sei, das Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen, und versichert habe, es werde eher Himmel und Erde vergehen, ehe ein Buchstabe, ja nur ein Häkchen vom

---

[1]) Feine a. a. O. S. 134f.

[2]) Lietzmann a. a. O. S. 54f.

Gesetz vergehen werde, bis daß es alles geschehe. Ja, darüber hinaus haben sie auch die Auslegung der Schriftgelehrten und Pharisäer angenommen (Matth 5, 17 f.; 23, 3). Was sie von den Pharisäern unterschied, war eben die Gewißheit, den Messias bereits erlebt zu haben, den die übrigen Israeliten erst erwarteten, und der Glaube an seine baldige Offenbarung in Herrlichkeit."

Diese Schilderung gewährt einen guten Einblick in den Kreis dieser Jesusjünger, die sich in ihrem Auserwählungsglauben, in der Endzeiterwartung und in der Reich-Jahwehs-Vorstellung als echte Glieder des Judentums erweisen.

Da die Gemeinde sich später auf das „Pfingsterlebnis" berief, mag dieses Erlebnis von Prof. C. A. Bernoulli-Basel[1]) auszugsweise dargestellt werden: „In der paulinischen Liste der Auferstehungsgeschichte erscheint an dritter Stelle die Massenverzückung der fünfhundert Brüder. Da Paulus sonst keinerlei Andeutung an ein Pfingsterlebnis der Urgemeinde gibt, bietet sich die Vermutung dar, es habe sich bei seinen Fünfhundert um die seelische Erleuchtung einer raumerfüllten Menge, und zwar — falls diese eine Kundgebung planten — um einen Übertritt judäischer Täufer zum Jesusglauben gehandelt. Das Pfingsterlebnis tritt in der Form eines akuten Anfalls bei einer geistigen Epidemie auf; unergriffene Zuschauer stellen die Unzurechnungsfähigkeit der eigentlichen Teilnehmer fest (Apg 2, 1—4. 13). Eine Massentaufe soll das greifbare Ergebnis des Pfingstvorganges gewesen sein (Apg 2, 38—41). — So wie die Pfingsterzählung jetzt vorliegt mit dem weltbürgerlichen Anstrich und der vielzüngigen Sprachansammlung der Teilnehmer, wäre doch zu erwarten, sie hätte dem Propagandawerk gedient — aber im ganzen Bericht kein Wort, daß es sich um ein Missionsfest gehandelt habe; der Gedanke an die Ausbreitung wird nicht mit einer Silbe berührt. — Aus einer richtigen, wenn auch verschleierten und traumhaften Erinnerung feiert die christliche Kirche im Pfingstfest das Andenken an ihre eigene Gründung. Vom biblischen Pfingstbericht, wie ihn die Apostelgeschichte im zweiten Kapitel aufbehalten hat, lösen sich zunächst die jüdischen Zutaten ab. Pfingsten war das jüdische Erntedankfest; im Alten Testament heißt es das ‚Fest der Wochen', weil es die sieben Erntewochen abschloß, welche das Passah eröffnete; das spätere Judentum nannte es den ‚fünfzigsten Tag' (daher auch der Name: Pentekoste — Pfingsten). An diesem Hauptfest

---

[1]) Bernoulli. S. 164—171.

strömten die Juden aus der Zerstreuung massenhaft in Jerusalem zusammen (Apg 2, 9—11). Die Liste der Festbesucher geht also auf die Judenpfingsten und ist von der Gründung der Urgemeinde von vornherein in Abzug zu bringen; das gleiche könnte von der Zahlenangabe der 3000 Seelen gelten (Apg 2, 41), welche die jüdischen Pfingstgäste beziffert, wenn sie nicht überhaupt in der Luft steht — der Orientale berauscht sich gern an hohen Zahlen! — Der urchristliche Pfingstbericht rückt zwei Vorgänge in seine Mitte: einen geheimnisvollen Jubelschauer, der eine andächtige und empfängliche Religionsversammlung überrieselt habe — und einen Wirrwarr von Sprachen, der durch eine stammelnde Offenbarung überwunden worden sei. Nimmt man indessen Pfingsten als den Eintritt einer Jesus-Urgemeinde in die Öffentlichkeit, so kann die eigentliche Pfingsterzählung für diese Eigenschaft nur sehr unvollkommen genügen. Es handelt sich da mehr um innerliche Auseinandersetzungen im Schoß der Gemeinde selbst, wenn auch bereits im unverkennbaren Zusammenhang mit der Veröffentlichung des Ostergeheimnisses, so doch erst nur als Gewinnung des erforderlichen eigenen Selbstvertrauens und der überlegten Vorbereitung. Die so gerüstete Gemeinde trat als öffentlicher Religionskörper bald darauf hervor aus Anlaß des ersten Kraftausweises der Apostel Petrus und Johannes, der diesen eine kurze Untersuchungshaft zuzog. Als sie mit Verdacht entlassen waren, ergab sich der folgende Zustand der jungen Gemeinde: ‚Sie erhoben einstimmig ihre Stimme zu Gott ... Und als sie gebetet hatten, erbebte der Ort, wo sie versammelt waren, und sie wurden alle erfüllt von heiligem Geist und redeten das Wort Gottes frei heraus‘ (Apg 4, 24—31). Erst jetzt hat sich die Gemeinde der Umwelt, mit der sie es zu tun bekam, öffentlich vorgestellt. Diese begeisterte Entgegennahme der Wunderleistungen ihrer Führer und deren Werbewirkung auf das Volk erfolgte ebenfalls mit allen Zeichen einer kollektiven Begeisterung. Unter Anleitung eines Vorbeters steigerte sich die Gründungsversammlung mittels des Unisono-Gebetes in den Lusttaumel hinein, bis ihr der Boden unter den Füßen zu schwanken begann. In dieser Auffassung wird Fünfhundert Pfingsten in ein allgemeines, aus mehreren selbständigen Teilvorgängen sich zusammensetzendes Sammelereignis eingebettet, das an den Namen und die persönliche Initiative des Petrus und der Zwölf gebunden bleibt und als der eigentlich welterblickende Geburtsvorgang des Urchristentums, d. h. der Vergesellschaftung des Jesusevangeliums, anzusehen ist.“ —

Nun erhebt sich natürlich die Frage, wieweit diese Gemeinde überhaupt noch mit Jesus zusammenhängt. Auf diese Frage antwortet Prof. Weinel-Jena[1]: „Die Anfänge der christlichen Kirche sind wie die Anfänge der meisten Dinge in Dunkel gehüllt. Die Quellen sind wenig umfangreich, hier und da auch tendenziös gefärbt, und versagen fast ganz in äußeren Dingen wie Verfassung und Verwaltung. In ältester Zeit hat man auch noch an der Überlieferung selber geändert, aus dem Glauben heraus, daß der frühere Erzähler die Sache nicht richtig gemacht habe oder daß der ‚Apostel', wenn er noch lebte, so und nicht anders entschieden hätte. — So entscheidet der Wortgebrauch nichts über die Frage, ob die Gesamtkirche oder die Einzelgemeinde das Ursprüngliche war. Wohl aber macht er klar, daß man sich in der Urzeit nichts Anstaltliches unter der ‚Ekklesia' (Versammlung, Gemeinde, Kirche) gedacht hat. Denn das Wort Ekklesia bezeichnet die ‚Bürgerversammlung Gottes' (hebräisch: Qehal Jahweh) in der griechischen Übersetzung des Alten Testamentes. Man beanspruchte also durch die Wahl dieser Bezeichnung, das wahre Gottesvolk zu sein, und bestritt diesen Anspruch den Juden. Im sonstigen Griechisch heißt ‚ekklesia' die Bürgerversammlung eines Ortes. Hat nun Jesus eine solche ‚Gemeinde Gottes' innerhalb seines Volkes stiften wollen? Eine neue Gemeinschaft hat Jesus gewiß auch gewollt, aber nicht eine Kirche, sondern eher einen neuen Staat, besser: eine neue Welt, das ‚Reich Gottes', in welchem nicht mehr — wie in den alten Staaten — Gewalt und Geld herrschen sollen, sondern Liebe und Friede, in welchem friedfertige Menschen wohnen und diejenigen die Ersten sein werden, welche aller Diener sind. Auf diesem Hintergrund seines Gesamtwirkens erscheinen die beiden Stellen, an denen Matthäus Jesus die Stiftung einer Gesamtkirche und die Rechts- und Sittenordnung der christlichen Einzelgemeinde zuschreibt, von vornherein als fragwürdig. Matth 16, 18ff. braucht auch nicht — wie man früher meinte — römische Ansprüche zu decken (so spät darf man es nicht ansetzen), sondern kann aus dem Kampf der Richtungen und führenden Männer in der Urgemeinde selbst stammen — von dem wir in den Auferstehungserzählungen mit ihrer verschiedenen Stellung der Urapostel wie in dem Anhang zum Johannesevangelium so deutliche Spuren haben. Noch viel unwahrscheinlicher ist im Munde Jesu die zweite Stelle (Matth 18, 15ff.); die Stelle ist nicht nur ein Zusatz zu einem Wort der ältesten

---

[1]) RGG III 786—789.

Spruchquelle, dessen einfachere Form Luk 17, 3 bewahrt hat, sondern auch von Matthäus in einen Markuszusammenhang hineingefügt, den er ganz deutlich aus einer nach Stichworten geordneten Sammlung einzelner Worte Jesu in eine Gemeindeordnung umgedeutet hat. Nach aller Wahrscheinlichkeit hat also Jesus weder im Sinne von Matth 16 noch im Sinne von Matth 18 von ‚seiner' Kirche gesprochen." —

Fragt man aber nun, wer denn eigentlich die neue Kirche als Ersatz der bisherigen jüdischen Kirche begründet und entwickelt hat, so stößt man auf Paulus.

Diesen Mann schildert Prof. Lietzmann-Berlin[1]) zunächst äußerlich: „Paulus ist ein kranker Mann gewesen, soweit wir sein Leben verfolgen können — äußerlich vermutlich das gerade Gegenteil von der Prachtgestalt, die ihm Meister Dürer verliehen hat. Seine Nerven waren zerrüttet und haben ihn mit Erscheinungen geplagt, die ihm und anderen zu bitterem Leid geworden sind." — Diese Angabe eines Theologen ist sehr beachtenswert: denn man muß sich nur einmal fragen, ob ein Kranker der rechte Mann ist, um den Gesunden die Lebensgesetze vorzuschreiben und zu deuten? Ob vor allem ein Nervenkranker zum „Lehrer aller Völker" den echten Beruf mitbringt?

Eine Darstellung der Wirksamkeit des Paulus läßt sich aus einer Untersuchung von Prof. Bultmann-Marburg[2]) entnehmen: „Paulus war Kind einer echt jüdischen Familie des Stammes Benjamin. Nach Apg 22, 3 war er in Tarsos in Kilikien (Kleinasien) geboren und aufgewachsen. Jedenfalls zeigen seine Briefe, daß er ein hellenistischer (d. h. griechisch beeinflußter) Jude war. Nach Apg 22, 3 hätte er in Jerusalem bei Gamaliel dem Älteren studiert; das ist aber kaum richtig, da man aus Gal 1, 22 wohl schließen muß, daß sich Paulus vor seiner Bekehrung niemals längere Zeit in Jerusalem aufgehalten hat. Seine Christuslehre ist jedenfalls nicht allein aus christlichen Gedanken erwachsen, sondern setzt die Begriffe einer mythologisch-apokalyptischen Messias- und Erlösererwartung voraus, in der er schon als Jude lebte. Nach Gal 5, 11 hat Paulus wahrscheinlich als Jude Heidenmission getrieben, wahrscheinlich von dem Röm 2, 19f. gekennzeichneten Standpunkt aus: ein Leiter der Blinden zu sein und ein Licht derer, die in Finsternis sind. In seinem Eifer wurde er zum Verfolger der

---

1) *Lietzmann a. a. O. S. 111f.*

2) RGG IV 1020—1044.

christlichen Gemeinde (die er in der Gegend von Damaskus kennengelernt hat). Da er sich vor der Bekehrung wohl nicht in Jerusalem aufgehalten hat, so kann diese Verfolgung nicht in Judäa gespielt haben, und seine Beteiligung am Fall des Stephanus ist Legende. Paulus hat das Christentum zuerst in seiner hellenistischen Form kennengelernt und wurde zum Verfolger, weil er es als einen Angriff auf das jüdische Gesetz ansehen mußte (denn außerhalb Jerusalems nahmen die Jesusjünger fremdartige Beimischungen in ihren Glauben auf). — Als Verfolger erlebte Paulus seine Bekehrung, und zwar war sie als seelischer Vorgang eine Christusvision (Gal 1, 15; 1. Kor 9, 1; 15, 8; eine Anspielung wohl auch 2. Kor 4, 6), die von der Apostelgeschichte (in widersprechenden Berichten) legendarisch übermalt ist. Wie der Vorgang seelenkundlich verständlich zu machen sei, wie er also in der inneren Entwicklung des Paulus vorbereitet war, darüber läßt sich bei dem gänzlichen Fehlen von biographischen Nachrichten gar nichts sagen. Insbesondere sind es nur Phantasien, wenn man sich ausmalt, welchen Eindruck etwa die verfolgten Christen auf ihn machten; daß er gar Jesus gesehen und von ihm einen Eindruck empfangen habe, hat auch nur Phantasie aus 2. Kor 5, 16 herausgelesen. — Die Leistung des Paulus besteht zu einem guten Teil darin, daß er die christlichen Gemeinden zu einer festen Einheit zusammenschloß, und daß er es nicht zum Bruch mit der Muttergemeinde in Jerusalem kommen ließ. Indem er die Einzelgemeinden sich als Glieder der einen Ekklesia, indem er die Jesusgläubigen sich als das wahre Israel verstehen lehrte, gab er der neuen Religion das kirchliche und geschichtliche Bewußtsein und die diesem innewohnende Kraft. Nicht, daß Paulus dem Christentum das Bewußtsein einer neuen ‚Religion' gab, sondern daß er ihm das Bewußtsein gab, ‚Kirche' zu sein in einem für die hellenistische Welt unbekannten, weil jüdischen Sinne — darin besteht seine Bedeutung in hohem Maß. Indessen ist dieses Bewußtsein der Christen neu geprägtes jüdisches Erbe; denn im Judentum war der Gedanke der ‚Kirche' als des ‚Gottesvolkes' lebendig. — Paulus knüpft nicht an die Predigt Jesu an, sondern an die Verkündigung der Urgemeinde, deren Inhalt nicht Jesu Verkündigung, sondern Jesus selbst ist. Deshalb löste man sich nicht von den Lebensordnungen Israels, sondern bewegte sich in ihnen in der Weise, wie Jesus — dessen Worte man bewahrte — es gelehrt hatte. Man fand sich auch zu gemeinsamen Mahlzeiten zusammen; von einer gottesdienst-

lichen Verehrung Jesu ist jedoch noch keine Rede. Diese Gemeinde mit ihrer Botschaft ist die Grundvoraussetzung für die Theologie des Paulus; die Predigt Jesu gehört dazu nur, insofern sie radikales Judentum im Geiste der alten prophetischen Verkündigung bedeutet. Paulus hat weder Jesu Predigt selbst gehört noch sie sich durch die ersten Jünger vermitteln lassen, denen gegenüber er sich ganz selbständig weiß (Gal 1, 1. 11ff.). Wohl hat er einiges aus der palästinischen Überlieferung der Worte Jesu (seien es echte Worte, seien es Gemeindebildungen) übernommen: nämlich Stücke der Gemeindeordnung (1. Kor 7, 10f.; 9, 14), die er freilich nicht als Worte des ‚historischen Jesus', sondern des erhöhten Herrn ansah (vgl. 1. Kor 7, 25). Möglich ist auch, daß in den Mahnungen des Paulus Herrenworte nachklingen (z. B. Röm 12, 4; 13, 9; 16, 19; 1. Kor 13, 2) — aber dabei handelt es sich eben um Mahnungen, die bei Jesus wie bei Paulus gleichermaßen jüdischer Überlieferung oder jüdischem Geiste entstammen. Mag aber Paulus viel oder wenig von jener Überlieferung von Jesu Leben gekannt haben — für seine Heilspredigt spielt der Inhalt des Lebens Jesu als des Lehrers, des Propheten, des Wundertäters, des Dorngekrönten schlechterdings keine Rolle." — Diese Heilspredigt umschreibt Prof. Lietzmann[1]) so: „Die Heilsbotschaft gestaltet sich bei Paulus in dem Schema der orientalischen Erlösungsreligionen, und die Gestalt Christi fügt sich in traditionelle Formen eines himmlischen Heilandes. Die Menschheit ist unter einem Verhängnis, einer bösen Macht geknechtet: dieser Dämon ist die Sünde. Einst hat Adam im Paradies gegen Gott gesündigt, und die Tat des Urvaters ist das Schicksal der ganzen Menschheit geworden. Aber bei Gott im Himmel lebt ein ‚zweiter Adam', der Urmensch (1. Kor 15, 44ff.), der zur Erlösung auf die Erde steigt und der Menschheit eine Lebenskraft beschert, die sie aus den Banden zu lösen und zu Gott zurückzuführen vermag. Diese Kraft ist himmlischer Geist, der in dem Menschen Wohnung nimmt, die niederen Seelenkräfte vertreibt und ihn vergottet. — So könnte auch ein orientalischer Mysterienprediger zu seinen Jüngern sprechen."

In diesen Schilderungen kommt wiederholt das „hellenistische Christentum" zur Geltung, d. h. jene Christen, die außerhalb Jerusalems und Palästinas lebten und deshalb nicht so eng an

---

[1]) Lietzmann a. a. O. S. 127.

das starre Judentum gebunden waren, vielmehr in der Gedankenwelt der Mysterien und der griechisch-vorderasiatischen Kultur lebten. Hatte das Judentum selbst schon manche dieser fremden Gedanken in sich aufgenommen, so war das neue Christentum ihnen erst recht zugänglich — und dadurch errang das Christentum den Vorsprung vor dem Judentum und brachte jene „Welteroberung“ zustande, die das Judentum bereits versucht hatte. Die „heidenchristlichen“ Gemeinden entstanden schon sehr früh durch Mundpropaganda innerhalb der ewig flutenden Judenschaft.

18. Der Kern der Urgemeinde

Aus der geschichtlich gesicherten Entstehung der Urgemeinde ergibt sich, daß sie echt jüdisch sein wollte: hielt sie am Tempeldienst, am Gesetz und den Propheten und an Jahweh fest, so erhob sie dadurch den Anspruch, „Israel“ zu sein — ja sogar das „Wahre Israel“ — während die übrigen Juden als „abgegefallen“ betrachtet wurden.

Unzweifelhaft ist nun diese Urgemeinde herausgewachsen aus der Taufbewegung, die in Jerusalem und im Ostjordanland zur Sektenbildung geführt hatte.

Der alte Orient zeigt religionsgeschichtlich in allen seinen Teilen zahlreiche Taufgebräuche: in Ägypten und Babylon sind sie zu beobachten, Tempelwaschungen sind im Gesetz des Mose vorgeschrieben und in den hellenistischen Mysterien gebräuchlich. Im Judentum wird die „Reinheit“ durch Waschungen und Besprengungen hergestellt (Levit 11ff.; Num 19; 2. Sam 12, 20; Ps 26, 6; 51, 9; Ez 36, 25); und Heiden wurden um den Beginn der Zeitrechnung durch eine Taufe ins Judentum aufgenommen. Es bildeten sich sogar ausgesprochene Taufbewegungen, denen die Taufe ein „Sakrament der Endzeit“ war.

Diese Taufbewegungen sind in die Überlieferung eingegangen mit der Gestalt Johannes des Täufers, den Prof. Lietzmann[1]) schildert: „Johannes hat Jünger um sich gesammelt: wir hören, daß sie fasteten und in diesem Punkte mit den Pharisäern im Einklang waren (Mark 2, 18); an einer anderen Stelle (Luk 11, 1) wird uns berichtet, daß sie von ihrem Meister beten lernten, d. h. feste Gebetsformen überliefert bekamen. Aber was sonst in diesem Kreise gedacht, gelehrt, getan wurde, bleibt uns

[1]) Lietzmann a. a. O. S. 32.

völlig verschlossen. Nur das Ende erfahren wir. Die wachsende Macht des Propheten über das Volk wurde dem Herodes Antipas unheimlich, und er fürchtete Unruhen. Darum ließ er den Johannes in die blutige Zwingburg Machärus — nicht weit vom Ostufer des Toten Meeres — bringen und dort in aller Heimlichkeit töten. Nach des Meisters Tode hat seine Schule noch eine Weile bestanden; das dürfte aus den Täuferlegenden im Evangelium hervorgehen. Aber bald ist ihre Spur verloschen, und wir hören nichts mehr von Johannesjüngern."

Dieses Verschwinden der Johannesjünger erklärt sich, wenn man den Blick auf die christliche Taufe richtet, zu welcher derselbe Prof. Lietzmann[1]) bemerkt: „Die Urgemeinde wird durch das gemeinsame Erleben der Gegenwart des auferstandenen Herrn zusammengehalten. Aber wir finden bei ihr auch einen Aufnahmeritus, der plötzlich fertig vor unseren Blicken dasteht, ohne daß wir über seine Herkunft irgendeine Nachricht erhielten — die späte Darstellung Matth 28, 19f. ist eine nachträgliche theologische Motivierung. Die Erzählungen der Apostelgeschichte so gut wie die Briefe des Paulus setzen als selbstverständlich voraus, daß der Christ bei der Aufnahme in die Gemeinde getauft wird — während die evangelische Überlieferung von einer solchen Form der Eingliederung in den Jüngerkreis Jesu nichts weiß. Die Bemerkungen des Johannesevangeliums (Joh 3, 22; 4, 1f.) können als historischer Bericht über das Tun Jesu nicht gelten — aber sie weisen vielleicht in die Richtung, wo wir die Lösung des Rätsels zu suchen haben. Jesus war doch selbst durch die Taufe des Johannes hindurchgegangen und hat den Täufer und sein Tun hochgehalten; es scheint auch, als ob manche Jünger des Johannes zur Jesusgemeinde übergegangen sind. So hat man in der Urchristenheit die Johannestaufe übernommen, im ursprünglichen Sinn als Endzeitritus der Abwaschung von Befleckungen der alten Weltzeit, als Reinigung, die zum Eintritt in die neue Messiaswelt erforderlich ist. Später ist dann die genauere liturgische Umschreibung hinzugetreten: das einfache Taufen nach des Johannes Weise ‚zur Buße und Vergebung der Sünden' genügt nicht mehr, es muß der Name Jesu über dem Täufling genannt werden."

Wichtig ist hier die Feststellung, daß man die Taufe im Rahmen der Endzeiterwartung auffaßte als das letzte Mittel für die

---

[1]) Lietzmann a. a. O. S. 55f.

Menschen, um dem hereinbrechenden Jahwehgericht zu entgehen und sich den Zugang ins Reich des Messias zu sichern. Man nahm also in der Jesusgemeinde den Gedanken auf, der in der Täufersekte treibende Kraft gewesen war, und stellte sich damit zugleich in den vollen Zusammenhang mit dem Weltjudentum: denn nun waren nicht bloß die Gedanken des Gesetzes und der Propheten maßgebend, sondern auch die des Spätjudentums. Und dabei muß man immer im Auge behalten, daß das ersehnte Messiasreich, für welches man sich durch die Taufe vorbereitete, ja keineswegs eine „geistige“ Sache, sondern ein höchst wirkliches Judenreich besagen sollte: je elender sich die politische Geschichte Israels darstellte und je mehr der Jude in Verruf kam, um so glühender ersehnte man sich das göttliche Eingreifen — zumal wenn man glaubte, daß der Messias schon erschienen sei und bis zu dem baldigen Weltgericht schon als himmlischer König im verborgenen die Welt regiere. Wer christlich getauft war, hatte ja nach Paulus (Röm 6, 3) den Weg durch den Tod schon hinter sich und konnte die Wiederkunft des Herrn ruhig erwarten — und man weiß wohl, daß die Gemeinde diesen „Tag Jahwehs“ (Amos 5, 18), den „Tag des Herrn“ in allernächster Nähe glaubte (Mark 13, 30; Matth. 10, 22; 1 Thess 4, 15ff.; 1. Kor 15, 52; Phil 3, 20; vgl. Röm 13, 12).

So übernahm die christliche Kirche die volle Erbschaft der jüdischen Kirche ohne jeden Abstrich.

Aber noch ein zweites Band hielt die Urgemeinde als Sonderbildung zusammen: das Herrenmahl.

Schon im alten Israel stellte man sich vor, daß Mahlzeiten an geweihter Stätte eine tatsächliche Vereinigung (Kommunion) mit der Gottheit bedeuteten. Ist doch nach der ältesten Erzählung schon der Bund am Sinai durch ein solches „heiliges Mahl“ besiegelt worden (Exod 24, 9ff.); ein großer Teil der Opfer im Tempel diente „heiligen Mahlzeiten“ und wurde deshalb als „Mahlopfer“ bezeichnet — und die heiligste jüdische Handlung war ebenfalls ein solches Mahl, nämlich das Passahfest. Paulus hat also aus jüdischer Anschauung heraus gemeint, daß man bei heidnischen Opfermahlzeiten mit den Göttern in Verbindung trete (1. Kor 10, 20f.).

Dieselbe Anschauung aber lebte auch aus den orientalischen Einflüssen in den hellenistischen Mysterien: auch dort war ein „heiliges Mahl“ der Höhepunkt des Geheimnisses und verbürgte die Vereinigung mit der Gottheit. Es entwickelte sich so-

gar die Vorstellung, daß in der „heiligen Speise" die Gottheit dinghaft gegenwärtig sei — und man kann deutlich beobachten, wie solche Vorstellung in demselben Maße verbreitet wurde, in welchem die rassische Entartung und die weltanschauliche Unsicherheit zunahm: wer in sich selbst nicht mehr die ewigen Lebensgesetze aus seinem Blut erlebt, wem der Boden unter den Füßen wankt, der muß wohl zu einem Halt außer ihm, zu einem „Sakrament" greifen!

Es ist also nicht zu verwundern, daß in der überhitzten seelischen Atmosphäre der Urgemeinde, in welcher man durch Visionen und Verzückungen zusammengehalten wurde, die eben geschilderte Auffassung sich bald durchsetzte: die nach jüdischer Sitte selbstverständlichen gemeinsamen Mahlzeiten wurden im Kreis der Jesusgläubigen als Tischgemeinschaft mit dem „auferstandenen" Messias gedeutet.

Zur Sicherung des geschichtlichen Befundes mag auch hier wieder ein ausführliches fachtheologisches Urteil zu Wort kommen, welches einer Untersuchung von Prof. K. L. Schmidt-Bonn[1]) entnommen ist: „Dem Paulusbericht über das Abendmahl (1. Kor 11, 23ff.) kommt deshalb ein besonderer Wert zu, weil er am frühesten niedergeschrieben ist: er stammt aus dem Anfang der fünfziger Jahre, während die synoptischen (d. h. die ersten drei) Evangelien in ihrer heutigen Gestalt erst nach dem Jahre 70 verfaßt sein dürften. Es ergibt sich, daß man in der alten, ja ältesten christlichen Kirche den Vorgang und die dabei im Mittelpunkt stehenden Spendeformeln recht verschieden im Gottesdienst vorgetragen hat. Daß hierbei gerade die Spendeformel nicht eindeutig feststand, zeigt sich wohl auch darin, daß Paulus sie wörtlich mitteilt — anstatt sich einer christlichen Gemeinde gegenüber auf die Erinnerung an eine ihr doch bekannte Formel zu beschränken. — In den Evangelien hat die älteste uns faßbare Überlieferung wahrscheinlich nur die Verse Luk 22, 15, 16 und 18 umfaßt, kannte also weder die Verse 19b und 20 noch die Verse 17 und 19a. Was nunmehr übrigbleibt, beschreibt, wie Jesus bei seinem letzten Mahl im Kreise seiner Jünger die Gewißheit ausspricht, daß er die nächste Mahlzeit mit den Seinen in der Gottesherrschaft feiern wird: „Er sprach zu ihnen: Mit großer Sehnsucht habe ich danach verlangt, dieses Osterlamm mit euch zu essen, bevor ich leide. Denn ich sage euch,

---

[1]) RGG I 7—14.

ich werde es nicht mehr essen, bis es im Reiche Gottes seine Erfüllung findet. Denn ich sage euch, fortan werde ich von dem Gewächs des Weinstockes nicht mehr trinken, bis die Gottesherrschaft gekommen ist." Diese jüdisch-endzeitliche Haltung zeichnet die palästinische Urgemeinde im Gegensatz zu der hellenistischen Gemeinde mit ihrer hellenistisch-sakramentalen Haltung aus und wird auch Jesus selbst eigen gewesen sein. Markus und Matthäus haben davon nur noch einen Rest erhalten (bei ihnen wie auch bei Paulus ist die Stellung von Brot und Kelch gegenüber dem *späteren* Lukastext umgekehrt). Die Abendmahlssprüche, die für uns nur als die liturgischen Sprüche aus der hellenistischen Gemeindefeier greifbar sind, haben also einen älteren Bericht verdrängt. — Aus dem von uns mit einiger Wahrscheinlichkeit erschlossenen älteren Lukasbericht ergibt sich indirekt, gewissermaßen negativ, daß die von diesem Bericht sich abhebende Fassung — wie sie am deutlichsten bei Paulus, aber auch bei Markus und Matthäus vorliegt und dann in den Lukastext eingedrungen ist — von vornherein *nicht* die Eigenart eines *geschichtlichen* Berichtes über das erste Abendmahl hat. Wir haben in der ausgeführten Abendmahlserzählung ein Überlieferungsstück vor uns, das man im Rahmen der allgemeinen Religionsgeschichte einen ‚deutenden Kulturbericht' nennen kann, der der Erklärung einer in der Gemeinde üblichen Kulthandlung dient, oder eine ‚Kultlegende'. In diesem Zusammenhang muß auch der *knappe* Lukastext noch etwas näher betrachtet werden. Damit, daß er die *älteste* uns erreichbare Fassung darstellt, ist seine *Geschichtlichkeit* noch nicht erwiesen. Die Frage, ob und wie Jesus bei seinem letzten Mahl über seinen Tod gesprochen hat, hängt mit der wichtigen Einzelfrage zusammen, *wann* dieses Mahl stattgefunden hat. Paulus sagt nur: ‚In der Nacht, als er ausgeliefert wurde' (1. Kor 11, 23); Markus und Matthäus verstehen in dem von ihnen vorausgesetzten Zusammenhang das letzte Mahl als ein *Passahmahl*. Es ist aber nur gesichert, daß man zur Zeit des Evangelisten Markus das erste Abendmahl mit dem jüdischen Passah in Verbindung gebracht hat. Lukas hat wahrscheinlich den Passahhinweis in die Jesusworte eingesetzt (Luk 22, 15); das hier folgende Kelchwort enthält aber dann nur den Hinweis auf das kommende Gottesreich. Es kommt hinzu, daß Jesus kaum am 15. Nisan, sondern am 14. Nisan (nach Johannes) gestorben ist; das Mahl am 13. Nisan war aber kein Passahmahl, da dieses am 14. Nisan

gefeiert wurde. Nach alledem würde der älteste uns erreichbare Bericht in Lukas zu suchen sein, der in seiner ältesten Fassung nur vom gemeinsamen Essen und Trinken im Reiche Gottes spricht und von einer Heilsbedeutung des Todes Jesu und der Verankerung dieser Gewißheit im jüdischen Passah nichts weiß. Jesus hat tatsächlich das Abendmahl mit den uns geläufigen Spendeformeln nicht gestiftet, ebensowenig wie er die Taufe und die Kirche gestiftet hat. — Wenn man später den Ausdruck ‚Brotbrechen' besonders betont, so hat offenbar zunächst der Wein gefehlt. Ein indirektes Zeugnis dafür ist die Geschichte von den Jüngern von Emmaus (Luk 24, 30, 35) und die Geschichte von der Speisung der viertausend und fünftausend Mann (Mark 6, 11; 8, 6). Spätere judenchristliche Sekten haben das Abendmahl ohne Wein gekannt. Mit Wasser anstatt mit Wein ist es noch im dritten Jahrhundert in Nordafrika gefeiert worden. — In den Stiftungsurkunden antiker Kultgenossenschaften finden wir zu der Formel ‚Zu meinem Gedächtnis' fast wörtlich übereinstimmende Gleichklänge; Paulus mag mit dieser einen Wendung an eine solche Satzung angeknüpft haben. Die von Paulus besonders eindringlich vertretene ‚Kreuzestheologie' hat wahrscheinlich der gesamten Überlieferung von der ‚Stiftung' des Abendmahls, wie sie sich dann bei Markus und Matthäus findet, das Gepräge gegeben."

So hat sich also frühzeitig die Anschauung gebildet, im Herrenmahl — genau so wie in der Taufe — ein „Sakrament" zu besitzen, das die Eingliederung in das Messiasreich verbürgt. Bei Paulus ist dieser hellenistische Einschlag schon zu spüren, ganz grell tritt er dann im Johannesevangelium hervor (Joh 6), wo vom „Fleisch-Jesu-Essen" und vom „Blut-Jesu-Trinken" die Rede ist: die Angleichung an die Mysterien war damit vollzogen — ja, die Mysterien waren eigentlich noch überboten.

Mit ihren beiden Sakramenten aber hat die Urgemeinde sich als eine Messias-Endzeit-Gemeinde zusammengeschlossen, und zwar zunächst um den Tempel in Jerusalem — weil ja dort nach den Propheten das Gottesreich erscheinen mußte. Von Tag zu Tag wartete man nun auf den „Erlöser". Und als der Tempel in Jerusalem im Jahre 70 zerstört wurde, gewann dadurch nicht nur das Judentum seine unbeschränkte Internationalität, sondern auch die christliche Kirche — bei beiden aber hatte die Entstehung dafür gesorgt, daß auch bei inter-

nationaler Verbreitung die innere Einheit bestehen blieb Die Jesuskirche überflügelte freilich sehr schnell die Judenkirche weil sie sich bereitwilliger den hellenistischen Gedanken öffnete

19. Die Urkirche als politische Kirche.

Die bisherige Darstellung hat gezeigt, daß die Urkirche au den jüdischen Täufersekten sich entwickelt hat; nach dem Tode Johannes des Täufers ist Jesus der Nazoräer in diesem Täuferkreis besonders stark hervorgetreten, so daß sich ein Kreis von Täufern um ihn scharte. Während aber die Johannesjünger im engen Kreis Palästinas blieben und nur die dortigen Blutsjuden beeinflußten, zogen die Jesusjünger auch im weiteren Umkreis die Gesinnungsjuden heran, indem sie die jüdischen Gebräuche von Taufe und heiliger Mahlzeit mit den hellenistischen Sakramentsvorstellungen verbanden, ohne doch den Endzeitcharakter dieser Kulthandlungen aufzugeben. Damit wurde die Jesusgemeinde auch außerhalb Palästinas lebensfähig; und da sie als „Sekte" schnell in Widerspruch zu dem „amtlichen" Judentum kam, von diesem als „unlauterer Wettbewerb" bekämpft wurde, löste sie sich immer bewußter von Israel ab und trat ihm als das „wahre Israel" schroff gegenüber. Sehr nützlich war ihm bei dieser Entwicklung, daß es — wie die theologische Wissenschaft gezeigt hat — die orientalischen Erlösermythen übernahm, und zwar in der Darstellung: daß der Messias schon gekommen sei. Denn während nun das Judentum und andere Messiasgläubige erst noch ihre Erlösung erwarteten, betrachtete die Jesusgemeinde sie als schon vollzogen. Die Verkündigung des ‚gekreuzigten Messias' bedeutete dabei durchaus keine Schwierigkeit, denn im Orient kannte man viele „leidende Götter" (Osiris, Adonis, Tammuz, Bel); und bei der rassischen und weltanschaulichen Vermischung jener Zeit hatten sich diese orientalischen Vorstellungen so weit durchgesetzt, daß sie nur bei wenigen echt griechischen und römischen Menschen noch Widerspruch fanden. Es fiel auch gar nicht auf, daß man einen genau bestimmten Einzelmenschen als den „erschienenen Messias" bezeichnete und von ihm Jungfrauengeburt, Wundertaten und Auferstehung berichtete: die heute noch erhaltenen zahllosen Wundergeschichten des Altertums beweisen, von welch verblüffender Leichtgläubigkeit die Menschen damals gewesen sein müssen (was sich rassisch aus der starken Verbreitung semitischen

Blutes erklärt, da ja die Semiten immer über eine hemmungslose Einbildungskraft verfügen und sich um die Nachprüfung ihrer Einbildungen nicht viel kümmern — wie die heutige Judenpresse beweist). Damals aber war es vielleicht sogar noch von Vorteil, daß man einen Messias predigte, der von der römischen Behörde hingerichtet war — die politische Opposition war für solche Erzählungen empfänglich.

Nun muß aber erst noch eingehend erwiesen werden, daß die Jesuskirche nicht nur im allgemeinen das Erbe der „jüdischen Kirche" antrat, sondern ganz besonders auch das der „politischen Kirche". Es kommt also nicht nur darauf an, daß man in dieser Gemeinde den „Tag des Herrn" erwartete, sondern vorzüglich darauf, was man von diesem Tag erwartete und wie man ihn erwartete.

Die Gesamthaltung bedingte zunächst eine restlose Entwertung der Welt.

Die Gesinnung dieser „Armen" besagte nicht nur eine kühle Zurückhaltung gegenüber den Lebensgütern, sondern auch einen ausgesprochenen Haß gegen die Besitzenden (Luk 6, 20, 21, 24, 25) — der Reiche kommt in die Hölle, bloß weil er reich war, und der Arme in den Himmel, bloß weil er arm war (Luk 16, 19—25); ja dem Besitzenden ist der Eintritt in das Messiasreich sogar unmöglich (Matth 19, 23f.; Mark 10, 25; Luk 17, 24f.), denn er gilt ohne weiteres als „Ausbeuter" (Jak 5, 1—6).

Und wenn in der Messiasbotschaft (Luk 6, 20ff.) gerade die Armen selig gepriesen werden, dann unterstreicht dabei der Theologe Prof. Karl Adam-Tübingen[1]) als Tatsache: „Es wäre vergebliche Mühe, den proletarischen Klang dieser Seligpreisungen zu überhören und sie gewaltsam ins Sittliche umzudeuten."

Daraus ergibt sich die „Heiligsprechung der Minderwertigkeit" bei Paulus (1. Kor 1, 19—31), zugleich aber auch eine starke Überheblichkeit im Bewußtsein eines „Geheimwissens" (1. Kor 2, 4—15). Und die Abwertung des Gesunden, Kraftvollen, Stolzen gipfelt in dem Wort: „Was bei den Menschen hoch ist, das ist ein Greuel vor Gott" (Luk 16, 15).

So konnte man auch den natürlichen Lebensbindungen nur ablehnend gegenübertreten. Wie Paulus zur Ehe stand,

---

[1]) Karl Adam, Jesus Christus, Augsburg 1933, S. 144.

[2]) Lietzmann a. a. O. S. 137.

schildert Prof. Lietzmann-Berlin[2]): „Daß jeder Geschlechtsverkehr unziemlich sei, ist eine in der späteren Antike häufig begegnende Folgerung aus dualistischer Weltanschauung, die bei Essenern und Therapeuten und in allerlei Stimmungen bei Philo auch im hellenistischen Judentum anzutreffen ist, und die sich leicht mit der allgemein natur-religiösen Vorschrift geschlechtlicher Enthaltsamkeit aus kultischen Gründen verband. In beiden Fällen liegt die Empfindung zugrunde, daß der Geschlechtsverkehr etwas Minderwertiges und Verunreinigendes sei. Es ist bezeichnend, daß Paulus dieses Empfinden durchaus teilt und als Grundsatz seine Überzeugung ausspricht, es sei für den Menschen gut, überhaupt kein Weib zu berühren. Er wünscht nachdrücklich, daß alle Menschen so seien, wie er selbst — also unverheiratet (1. Kor 7, 7). Aber er sieht ein, daß das nicht möglich ist, und so empfiehlt er — als Zugeständnis an die menschliche Schwäche (1. Kor 7, 6) — die bereits bestehende Ehe beizubehalten oder — wenn es zur Vermeidung der Unzucht nötig ist — die Ehe einzugehen: Sünde ist sie nicht, aber ein Weg des Leidens und der Sorge, den man besser meidet in dieser Entscheidungszeit, wo das Bild der Welt am Verblassen ist und das Ende heranrückt (1. Kor 7, 9. 26—31. 36). Und diese Stimmung gegenüber der Ehe, in der sich Paulus tatsächlich mit dem ernstesten Teil seiner Gemeinde einig ist, hat den Sieg behalten und die Gesamteinstellung der späteren Kirche entschieden." — Noch übersteigert wird diese Abwertung durch die gelegentliche (wohl aus einer syrischen Quelle übernommene) Empfehlung der Selbstentmannung (Matth 19, 12).

Natürlich kann bei solcher Grundeinstellung die Sippe zu gar keiner Bedeutung mehr kommen: sie wird als gänzlich nebensächlich beiseite geschoben. Will doch das Messiasreich die „Auserwählung" einzelner Menschen sein, ohne jede Rücksicht auf Blutsbande, auf Rasse oder Volkstum (Röm 10, 12; 1. Kor 12, 13; Gal 3, 28; Apok 7, 9), ein internationales Weltreich unter jüdischer Herrschaft (vgl. Jes 60—62). Deshalb die häufigen Worte, in denen sogar „Haß" gegen die Sippe gefordert wird (Matth 10, 34—37; 12, 47—50; Mark 3, 32ff.; Luk. 12, 52f.; 14, 26). Im Lichte der Endzeiterwartung verliert eben alles Irdische jede Bedeutung, so daß der Einzelmensch aus allen Bindungen herausgerissen, nicht nur gleichgültig, sondern auch feindlich gegen sie wird.

Diese Feindschaft erklärt sich daraus, daß die „Welt" nur das

„Reich des Satans“ ist (Joh 16, 11); Satan ist der „Gott dieser Welt“ (2. Kor 4, 4). Und deshalb darf man auch die Welt und alles Weltliche nicht lieben, das ja doch nur Fleischeslust und Augenlust und Lebensstolz ist und mit der Welt vergeht (1. Joh 2, 15ff.). Es soll jeder von der Welt möglichst weit abrücken, wenn er am Messiasreich teilnehmen will, soll sich als „Fremdling und Ausländer“ fühlen, der sein Vaterland erst noch suchen muß, und zwar ein „besseres Vaterland“ (Hebr 11, 13—16).

Der Befund der eben angeführten und ähnlicher Stellen des Neuen Testamentes erweist es als eine rein geschichtliche Tatsache, daß die Urkirche als Fortsetzung der jüdischen Kirche durchaus eine „politische Kirche“ gewesen und als „politische Kirche“ von vornherein entstanden ist. Denn die ganze Einstellung zum „weltlichen Leben“, zu den Lebensgütern und der Lebensfreude, vorzüglich aber zu Ehe und Sippe als dem Lebensquell für Blut und Volk und Staat, ist im höchsten Maße politisch, von unübersehbarer Tragweite für alles politische Geschehen. Die angeführten Stellen aber anders zu deuten, also zu „verharmlosen“ oder zu „vergeistigen“, ist deswegen unmöglich, weil die jüdisch-prophetische und endzeiterwartende Grundhaltung der Urkirche — nach dem Zeugnis der kirchlich theologischen Wissenschaft — einwandfrei erwiesen ist und in keiner Weise angezweifelt werden kann. Die landläufigen Deutungen jener Stellen widersprechen der theologischen Wissenschaft und sind nur geeignet, den Ernst der Probleme zu verschleiern. — Ganz deutlich aber wird die Sachlage, wenn man das Verhältnis zwischen Urkirche und Staat betrachtet.

Hier ist zuerst zu beachten, welche Worte man nach dem Vorbild des Paulus für die urkirchliche Verkündigung gewählt hat. Eine Zusammenfassung der betreffenden Forschungsergebnisse hat der verstorbene Theologe Deißmann-Berlin[1]) gegeben.

Daß man den „Erlöser“ als den „Christus“, d. h. als den „Messias“ bezeichnete, mag noch hingehen — wenngleich der eigentliche Sinn des Wortes aufschlußreich genug sein konnte. Aber man ist weit darüber hinausgegangen. Denn wenn in der damaligen Welt vom „Kyrios“ (Herr) die Rede war, dachte zunächst jeder an den Kaiser — denn „Kyrios“ war dessen Amtsbezeichnung. Und wenn eine „Basileia“ (Reich) verkündet wurde, konnte eigentlich auch nur vom Römerreich, vom „Imperium“

---

[1]) Adolf Deißmann, Licht vom Osten, 4. Aufl., Tübingen 1923, S. 287—324.

die Rede sein. Daß der „Kyrios“ als „Sotér“ (Heiland) kam, war gebräuchliche Redeweise bei der Begrüßung des Kaisers in einer Provinz; und die Ankunft des Kaisers nannte man „Parusia“, mit welchem Wort Paulus die „Wiederkunft Jesu“ bezeichnete. War der Kaiser in der Provinz angekommen, dann wurde von diesem Tage an ein neuer „Äon“ (Weltzeit) in der Provinz gerechnet — in der christlichen Verkündigung aber war der „neue Äon“ nur ein anderer Ausdruck für das Messiasreich. Ja, diese Verkündigung selbst bezeichnete man als „Eu-angellion“ (Evangelium, frohe Botschaft) und verwendete damit den gebräuchlichen Ausdruck für „Hofnachrichten“. Und ähnlich besagten die „heiligen Schriften“ (2. Tim 3, 15) in der Umgangssprache die Kaisererlasse. Für die Gläubigen aber wurde in jeder Woche bewußt der Gegensatz gegen den römischen Staat hervorgehoben durch die „kyriaké heméra“, den „Tag des Herrn“ — denn die griechische Bezeichnung bedeutete einen Monats- oder Wochentag als den „kaiserlichen Tag“, welcher der Verehrung des Kaisers als des verkörperten römischen Staatsgedankens gewidmet war. „Kyriakos“ (zum Herrn gehörig) besagte eben dem damaligen Menschen nichts anders als „kaiserlich“ — und damit fällt ein grelles Licht auf die Benennung „Kirche“ (von „kyriaké ekklesia“): diese wollte die wahre „kaiserliche Gemeinde“, also die „Gemeinde des wahren Kaisers“ sein, und offenbarte sich damit als ein hochpolitisches Gebilde!

Paulus also und mit ihm die Urkirche tarnte die neue Botschaft unter politischen Ausdrücken. Neben die römischen Staatsbegriffe traten unter genau denselben Worten die christlichen Kirchenbegriffe. Man konnte im Stil der Mysteriensprache diesen Worten einen harmlos „religiösen“ Sinn geben — man konnte sie nach Wunsch aber auch als Fanfare einer Revolution betrachten, und zwar einer „internationalen Weltrevolution“. Und daß diese Betrachtungsweise gar nicht so fern lag, zeigte sich darin, daß der römische Staat bald gegen die Christen vorging, als er feststellte, daß sie neben den kaiserlichen Kyrios noch einen anderen stellten. Das war durchaus berechtigt — denn wenn es sich um ein bloßes Mißverständnis gehandelt hätte, wäre dessen Beseitigung durch Änderung des kirchlichen Sprachgebrauchs sehr leicht gewesen.

Es läßt sich die Einstellung der Urkirche zum Staat aber noch viel deutlicher zeichnen.

Als Theologe schildert Prof. E. Foerster-Frankfurt[1]) den Sachverhalt: „Die Erwartung des Endes und die Überzeugung, daß die Tage dieser Welt gezählt seien, hinderte im Urchristentum, den Dingen dieser Welt, die nur noch einstweilen Bestand hat, ein besonderes Interesse zuzuwenden. Wie der Welt im ganzen, so steht Jesus dem Staat mit Gleichgültigkeit, ja Geringschätzung gegenüber. Der Sinn des später ganz anders gedeuteten Ausspruches: „Gebt dem Cäsar, was des Cäsars ist, und Gott, was Gottes ist" (Mark 12, 16), ist in Wahrheit dieser: Was behelligt ihr mich mit solchen Belanglosigkeiten wie mit Fragen des Rechtes und des Staates?! Jesus läßt den Staat stehen und tastet die diesem gegenüber bestehende Verpflichtung nicht an — aber nicht, weil er ihn ehrt, sondern weil es ihm nicht der Mühe wert erscheint, sich darum zu kümmern: im kommenden Reich Gottes wird der Staat, Herrschaft und Gewaltübung verschwunden sein (Mark 10, 42)! — Scheint Paulus eine andere Stellung einzunehmen, den Staat als Gottes Ordnung, den Gehorsam ihm gegenüber als Christenpflicht (Röm 13, 1ff.) und einen positiven Wert des Staates (2. Thess 2, 6) anzuerkennen — so darf doch nicht übersehen werden, daß daneben andere Worte stehen, die die abgrundtiefe Geschiedenheit der Christen vom Staat und ihren souveränen Stolz gegen die heidnische Obrigkeit und ihre Gerichte in aller Schroffheit aussprechen (Phil 3, 20; 1. Kor 6, 1ff.). Auf der einen Seite steht der Cäsar und seine Trabanten, auf der anderen „unser Herr der Christus", auf der einen der „Heiland der Welt" (d. h. der Kaiser — nach der Inschrift von Priene), auf der anderen „unser Heiland"; Staat und Kirche gehören verschiedenen Welten an. Wenn Paulus (Röm 13) anders zu urteilen scheint, so folgt er damit einer in das Judentum seit Philo von Alexandria (gestorben etwa 40 n. d. Z.) eingedrungenen Lehre, die einen Willen Gottes, der allen Menschen von Natur durch die Vernunft bekannt ist (Naturrecht), und einen anderen Willen Gottes, der nur aus der Offenbarung zu erkennen ist, unterscheidet. Mit Hilfe dieser Lehre kann Paulus auch natürliche Herrschaftsverhältnisse auf Gott zurückführen — aber immer mit dem Vorbehalt, daß dieser Wille Gottes nur in der dem Gericht zueilenden Welt, nicht aber in der — zwar noch auf Erden lebenden, doch der kommenden Welt angehörenden — Kirche gilt. Die Kirche

[1]) RGG V 729f.

bleibt dem Staat gegenüber fremd und kühl; die Christen sind nur ‚Fremdlinge und Ausländer'. Sieht die Johannesoffenbarung (Apok 12) in dem Staat eine Schöpfung des Satans und weissagt die Vernichtung Roms als der großen Babylon (Apok 17—18), so setzt sich diese Linie in den späteren christlichen Schriften fort."

Von einer Staatsbejahung ist also in der Haltung des Neuen Testamentes nichts zu spüren: die gezeigte Gleichgültigkeit aber ist nicht einem einfachen Nebeneinander entsprungen — wie etwa ein Beruf beziehungslos neben einem anderen gedacht werden kann —, sondern verrät ein heimliches Gegeneinander. Was in Wirklichkeit gemeint war, ergibt sich aus der Anweisung des Paulus (1. Kor 6, 5f.), in der Gemeinde eigene Gerichte einzurichten und die staatlichen einfach zu sabotieren. Denn daraus ergibt sich, daß die Urkirche als das jetzt schon — wenn auch nur verhüllt — bestehende Messiasreich einen „Staat im Staate" zu bilden gewillt ist.

Was das aber tatsächlich besagt, zeigen einige Sätze des Theologen Walther Künneth[1]) klar und eindringlich: „Der Mensch kann nicht sagen: Ich will Gott folgen, soweit sich dieser Gehorsam mit meinen nationalen Verpflichtungen vereinbaren läßt; ich will insoweit mir den christlichen Glauben zu eigen machen, als seine ‚Werte' mir staatsaufbauend zu sein scheinen. Solcher an Bedingungen geknüpfte Glaube wäre kein christlicher Glaube, sondern nur sein lächerliches Zerrbild. Gottes Herrentum ist unbedingt, und darum ist auch der echte Glaube an Gott unbedingt. Es könnte ja sein, daß Gott von dem Menschen etwas fordert, was ihm, seinem rassischen Seelentum, seiner nationalen Gesinnung durchaus zuwider läuft. Einst lautete der Ruf Jesu: ‚Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert' (Matth 10, 37). Wer kann so etwas Außerordentliches, Naturwidriges fordern? Niemals ein Mensch, keine irdische Macht, aber Gott, der Herr aller Welten, aller Völker und Menschen. Ja selbst wenn irdisch gesehen die Folgen, die sich aus dem christlichen Glauben ergeben, in dem Urteil der Welt Unglück und Schaden bedeuten, auch dann müßte ohne die Möglichkeit eines gegenteiligen Beweises dieser Vorwurf ertragen werden." — Wer entscheidet denn aber, ob eine „Forderung des Glaubens" oder eine volksverräterische

---

[1]) Künneth, Antwort auf den Mythus, Berlin 1935, S. 197.

Sabotage vorliegt? Das tut doch wohl nur die Kirche, die sich damit — mag sie tausendmal den „Glauben" vorschützen — als „politische Kirche" bekennt mit der Möglichkeit, nicht nur ein „Staat im Staat", sondern sogar ein „Staat gegen den Staat" zu sein, wenn ihre „biblischen Urkunden" es ihr nahelegen.

Von der theologischen Wissenschaft her wird diese ohnehin deutliche Tatsache durch Prof. C. A. Bernoulli-Basel[1]) bestätigt: „Das Urchristentum war nicht so unpolitisch, wie es scheint und wie es selber meinte. Der Anspruch Jesu auf eine ‚andere Welt', auf ein ‚anderes Reich' war großartigste Verkennung der menschlich erfahrbaren Wirklichkeit. Die scheinbar streng folgerichtige unpolitische Haltung Jesu paßte sich der gesellschaftlichen Wirklichkeit nur widerspruchsvoll ein. So bis aufs Äußerste primitiv das Urchristentum sonst in seiner Gestaltung ist — seinen Selbsterhaltungsinstinkten nach ist es nicht einfach vom Himmel gefallen. Es bringt dem politischen Weltgeschehen nicht naive Neugier und Zuversicht entgegen, wohl aber die unverkennbare Scheu der bitteren Erfahrung und als Folge davon eine verfeinerte Empfindlichkeit, ja mimosenhafte Abwehr gegen alle Machthaberschaft und deren unterste unansehnliche Organe, Zollbeamte und Soldaten. Werk und Wirkung Jesu sind veranlagt gewesen auf den geraden Gegensatz zu jedem politischen Verfahren und Gebilde. Aus seiner Anschauung der menschlichen Gemeinschaft war als Wirkung zu erwarten eine das ganze Einzelleben umfassende Genossenschaft auf rein humanitärer und philanthropischer Grundlage. Aber das Häuflein der Jesusleute war zusammengebunden durch den dünnen Begriffsfaden des Herrschafts- und Reichssymbols. Das war schlechthin das einzige Ausdrucksmittel gewesen, das Jesus zu Gebote stand, um sich so verständlich zu machen, wie er es mit Hilfe dieses Gedankens fertigbrachte. Nur im Gewande einer politischen Bewegung wurde das Evangelium vor dem Schicksal einer leeren Grübelei bewahrt." — Damit ist ganz eindeutig gekennzeichnet, daß die Staatsfremdheit der ersten Gründer bald in einer Staatsfeindschaft übergehen mußte, als sich zeigte, daß der „Jüngste Tag" nicht so bald kommen, das verhaßte „Reich der Welt" nicht so bald zusammenbrechen wollte. Als Zwischenlösung blieb da tatsächlich nichts anderes

---

[1]) Bernoulli a. a. O. S. 16f.

übrig, als den „Staat im Staat" zu schaffen und dadurch das weltliche Reich zugunsten des Messiasreiches auszuhöhlen.

Aber wie sollte dieser neue Staat aussehen? Und vor allem: wie sollte er sich gegen den bestehenden Staat durchsetzen?

Die tieferen Zusammenhänge zeichnet der eben genannte Theologe ausführlich[1]): „Werfen wir von einer allgemeineren Warte einen Überblick auf den christlichen Kommunismus. Man sollte auch das Gütergemeinschafts-Kapitel der Apostelgeschichte (Apg 5) nicht allein ernst nehmen, sondern sogar in seiner sozialen Kernstellung innerhalb der beginnenden Geschichtswirkung der Jesusreligion lassen. Die Gütergemeinschaft der petrinischen Urgemeinde bildet denjenigen Abschnitt in der Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus, der sich in den Folgen seiner buchmäßigen Einwirkung auf die Geschichte Europas als der allerwichtigste und — wenn man so will — verhängnisvollste erwiesen hat. Deshalb muß er in diesem größeren staatsgeschichtlichen Zusammenhang unter den Revolutionserscheinungen betrachtet werden. — Das Neue Testament berichtet tatsächlich von einem plebejischen Gleichheitsideal des sektiererischen Spätjudentums! Aber auf was für einer sachlichen Grundlage und unter welchen geistigen Voraussetzungen? Nun, wir haben diese Voraussetzungen zur Genüge kennengelernt — sie werden umschlossen von dem einen Begriff der ‚verzückten Endzeiterwartung'. Das in der Taufe empfangene ‚heilige' Wesen verpflichtete auf eine bestimmte Gesinnung und Lebenshaltung, und was auch der Zukunftsinhalt dieser Gelöbnisse sein mochte, ihre Verwirklichung, d. h. die Annäherung des Wunschbildes an die Erfahrung, wurde jedenfalls ganz anders gefördert durch die dumpfe Bereitschaft und Empfänglichkeit inbrünstiger Bibeljuden als etwa durch die griechische Heiterkeit. Die Gütergemeinschaft der Urgemeinde mitsamt ihrer ganzen sittlichen Lebenshaltung ist eine Folge ihrer ‚heiligen' Eigenschaften. Die Wirksamkeit des Urchristentums aber, d. h. die Möglichkeit, daß die Weltüberwindung des Jesus oder Paulus der Weltherrschaft aller Cäsaren den Rang ablief, beruht auf jener grundsätzlichen, wenn immer tunlich, kompromißlosen Kriegserklärung des Geistes an die Macht. Das Christentum in seinem ungebrochenen und noch nicht grübelnden Urzustande haßte die irdische Macht in jeder

[1]) Bernoulli a. a. O. S. 339—344.

Form. Die Doppelerbschaft des Täufers und Jesu muß in der Urgemeinde die Überzeugung wie einen Grundstein eingemauert haben: Macht ist vom Teufel — Macht ist böse an sich! — Es ist aber nicht daran zu denken, daß primitive Menschen fähig gewesen wären, den Gedanken auch nur zu fassen, der brutalen Gewalt sei auf Erden jemals beizukommen. Wer weiß, ob nicht da geradezu der Schlüssel liegt zum gerade spätjüdischen Ursprung des Urchristentums als einer inneren Geschichtsnotwendigkeit. Vielleicht, daß es in der Tat dazu dessen bedurfte, was man unter ‚jüdischer Verschlagenheit' versteht — nämlich eben jener in jahrhundertelanger Erfahrung erworbenen Abhärtung, ja gänzlichen Unempfindlichkeit gegen die beständigen Fußtritte des Despotismus, die ja im letzten Grunde dann fehlschlugen, wenn man ihnen nicht erlag, sondern hinterher irgendwie sich doch wieder unter ihnen erhob. Welcher andere völkische Geist als der jüdische war durch Erlebnisse ausgestattet, der Macht standzuhalten? Es war ja schon damals nicht eben ‚anständiges Spiel' gewesen von dem kleinen David, daß er bei dem vereinbarten Zweikampf mit einem Schwerbewaffneten unversehens die Handschleuder hervorzog: Goliath bekam sein Loch in die Stirn, fiel um und war tot; der Erfolg sprach — und kein Riese hatte mehr etwas zu sagen. An und für sich liegt da natürlich noch kein semitisches Privileg vor: die Volksmärchen der ganzen Welt verkünden seit Urväterzeiten bis auf den heutigen Tag, daß der Zwerg und Däumling es beherzt mit den Tölpeln der Brutalität aufnimmt und ihnen eine Nase dreht. Aber diese Sittlichkeit von der ‚Tapferkeit der Schwachen' verläßt im Märchen ihre paradiesische Heimat nie, welche da ist die Phantasie, und zwar die kindliche Phantasie. Etwas anderes war es, wenn der spätjüdische Dichter, der zu Bibelfrommen die Bergpredigt sprach, nach seinem Tode unter seinem Namen einen Verein fand, der dann als sozialer Teil des öffentlichen Lebens mit der ‚Tapferkeit der Schwachen' ernst machte. Das Rezept, welches befolgt wurde, war kein unbedingt phantastisches; es hielt sich innerhalb möglicher Grenzen und entbehrte nicht der vernünftigen Grundlage: Macht wurde Ohnmacht, wenn man ihr das Wasser abgrub."

Hier ist tatsächlich das Verfahren der politischen Kirche aufgezeigt, und zwar — wie ein Theologe feststellt — der jüdischen christlichen Kirche.

Nur wegen der rassischen Voraussetzungen konnte natürlich

die genannte „jüdische Verschlagenheit" entstehen — man würde sie besser wohl als „Frechheit" oder „Dickfelligkeit" bezeichnen; ein nordischer Mensch könnte unmöglich auf einen solchen Einfall kommen, weil dieser für seine Ehre einfach unerträglich wäre. Und es wird in der angeführten Stelle gut hervorgehoben, daß nur eine kindliche Phantasie ein Märchen wie das von David und Goliath erfinden kann: denn dem denkenden Menschen (wenn er kein Jude ist) kann eine solche Form des „Zweikampfes" überhaupt nicht in den Sinn kommen.

Die Eigenart der spätjüdischen, d. h. der christlichen politischen Kirche zeigt sich also in ihrer Art, die Weltrevolution zu unternehmen. Man denkt nicht daran, gewaltsame Umsturzpläne zu schmieden — sondern man ersetzt stückweise den bestehenden Staat durch das neue Messiasreich. Es ist, als ob man aus einem Hause einen Stein nach dem anderen herausbricht, um ihm einen neuen einzufügen: das Alte stürzt nicht ein, aber es schwindet allmählich hin. So vollzieht sich jetzt auf politischem Gebiet, was bereits auf weltanschaulichem und auch weitgehend auf wirtschaftlichem Gebiet geschehen oder vorbereitet war. Untergrabung und Sabotage sind die Werkzeuge dieser politischen Kirche zum Ziel ihrer internationalen Weltrevolution: Untergrabung alles Naturgewachsenen, Blutgebundenen, Lebensbejahenden, Kraftvollen — und Sabotage aller artgemäßen natürlichen Kräfte und Arbeiten. Als Schlüsselgedanke muß in jedem Fall die prophetische Haltung der Endzeiterwartung dienen: im Licht des Weltunterganges schwindet jeder Wert oder wird umgewertet; und im Lichte des „Geistes" wird alle natürliche Wirklichkeit zum Schatten oder gar zur lästigen Fessel der „Seele". Daß daneben dann das Messiasreich doch wieder in den alten irdischen Farben leuchtet — das gehört eben zu den inneren Spannungen der semitischen oder semitisch-überfremdeten Rassenseele.

Daß aber in dieser Grundhaltung die christliche Kirche tatsächlich nur die unmittelbare Fortführung der jüdischen Kirche ist, bestätigt der russische Theologe B. Vyscheslavzeff[1]: „Die Idee der Sündhaftigkeit der Macht kann durch die ganze Bibel, vom ersten Buch der Könige bis zur Johannesoffenbarung verfolgt werden. So weiß Samuel, daß er „Gott

---

[1]) B. Vyscheslavzeff, Der religiöse Sinn der Macht; in: Die Kirche und das Staatsproblem in der Gegenwart, herausgegeben vom Ökumenischen Rat für praktisches Christentum, Genf 1935. S. 184ff.

verwirft“, wenn er einen König einsetzt (1. Sam 10, 19); er ist sich ebenfalls bewußt, daß das Volk ein großes Übel tut, daß es sich einen König erbittet — und was besonders hervorzuheben ist: das Volk ist auch davon überzeugt (1. Sam 12, 17 ff.). Samuel warnt das Volk; er sagt ihm, daß Macht und Tyrannei gleichbedeutend sind (1. Sam 8, 7—18). Das ist die altjüdische Auffassung der Macht, die sich bei den Propheten wiederholt, für die das höchste Übel der Welt immer sich in der Person tyrannischer Herrscher verkörpert. Das Evangelium entwickelt diesen Gedanken voller und tiefer (Matth 20, 25 ff.; Luk 22, 24 ff.; Mark 10, 42 ff.). Gerade diese Worte Christi sind von allen drei Synoptikern mit frappanter Eindringlichkeit und Genauigkeit wiedergegeben — und endlich im vierten Evangelium wird ihre Bedeutung in der Waschung der Füße symbolisiert. Die Macht hat etwas Dämonisches, ihrem Wesen nach geht sie vom Teufel aus (Luk 4, 5 ff.; Matth 4, 8 f.). Das ist wohl das schärfste und vernichtendste Urteil, das je über den Grundsatz der Macht, über das Staatswesen im allgemeinen gefällt wurde; zuweilen ist man sogar geneigt, es als zu vernichtend zu erachten. Doch wird es in der Johannesoffenbarung bestätigt und noch verstärkt: die Teufelskraft der Macht wird in der Geschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert anwachsen. Es gibt wohl kaum ein zweites Buch, das so schonungslos über Könige und Herrscher urteilt wie die Johannesoffenbarung, die „das Fleisch der Könige und der Hauptleute und das Fleisch der Starken“ den Raubvögeln hinwirft, um das zweite Kommen des Messias vorzubereiten (Apok 19, 11—21). Dieses anarchistische Thema geht wie ein Leitfaden durch die ganze Bibel.“

Nach solchen Feststellungen ist wohl eine weitere Erörterung nicht mehr nötig.

Schluß

Die gesamte Untersuchung hat sich peinlich genau an den Wortlaut des jüdischen Schrifttums im Alten und Neuen Testament angeschlossen und darüber für alle Fragen das Urteil maßgebender Fachtheologen herangezogen. Dadurch ist gewährleistet worden, daß die ganze Erörterung streng wissenschaftlich auf die geschichtlichen Tatsachen sich gründet und mit keinem „Dogma“ etwas zu tun hat.

Als erstes Ergebnis dieser Untersuchung kann nun festgestellt werden: Was in den Schriften des Alten und des Neuen Testamentes als „Geschichte“ ausgegeben wird, kann nach theologischem Urteil auf diese Bezeichnung keinen Anspruch machen: dürftige geschichtliche Erinnerungen sind vielmehr durchweg so von Sagen, Mythen, Legenden und Märchen überwuchert, daß der Sachverhalt kaum noch zu ermitteln ist. Die wirkliche Geschichte muß also unabhängig von diesem Schrifttum entworfen werden.

Als zweites Ergebnis muß festgestellt werden: Das Alte und das Neue Testament erweisen sich als eine einheitliche Schöpfung insofern, als die ganze Bibel als ein jüdisches Erzeugnis anzusprechen ist. Darüber hinaus bedeutet die ganze Bibel nur den Ausdruck jüdischen Denkens, nur den wechselnden Zeitaltern angepaßt. Auch diese Feststellung gründet sich auf das theologische Urteil.

Die dritte Folgerung ist — und hier ganz besonders von den Theologen unterbaut —, daß die christliche Kirche im Lichte echter und sachlicher Geschichtswissenschaft nichts ist als die folgerichtige Entwicklung der jüdischen Kirche — beide Kirchen sind im tiefsten Grunde eins.

Als vierter Schluß aber kann gesagt werden: Die kirchliche Theologie selbst hat für die ganze Bibel eine vernichtende „Entzauberung“ vollzogen, hat ihre Unglaubwürdigkeit erwiesen, hat jede Spur einer „Offenbarung“ beseitigt und damit die Bibel auf die Ebene jedes beliebigen anderen Buches gestellt. Nach fachtheologischem Urteil besteht kein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Bibel, der Edda, dem Tao-Te-King und anderen solchen Büchern — außer daß sie von artverschiedenen Menschen verfaßt sind und deshalb eine andere Rassenseele und rassische Weltanschauung aussprechen.

Diese Ergebnisse sind aber — wie immer wieder betont werden muß — nicht von „Neuheiden“, sondern von Theologen erarbeitet worden.

Nach der langwierigen Darstellung der Einzelheiten kann nun noch ein kurzer Gesamtüberblick über die „Entstehung der politischen Kirche“ gegeben werden:

Aus rein semitischer Quelle ist zweimal eine „politische Kirche“ entstanden: die erste durch Mose um 1250 v. d. Z., die zweite durch Mohammed um 620 n. d. Z. Von diesen beiden ist nur das Werk des Mose für das Abendland maßgebend geworden,

so daß der Islam — der ja immer als „politische Kirche“ anerkannt worden ist — hier nicht betrachtet zu werden braucht.

Die jüdische politische Kirche spiegelt die jüdische Rassenseele wider: der Jahwehbegriff drückt einen fanatischen Willen zur Weltherrschaft und einen fanatischen Haß gegen alles Nichtjüdische aus, zugleich aber auch eine innere Zerrissenheit der jüdischen Seele (weil das Judentum keine Rasse, sondern eine Rassenmischung darstellt). Unter dem Jahwehbegriff mit seiner Ausschließlichkeit ist nur eine „politische Kirche“ möglich; diese steht jeder selbständigen Staatsbildung naturgemäß feindlich gegenüber. Als sich die jüdischen Erwartungen auf die Eroberung der Weltherrschaft nicht erfüllen, entsteht der Wunschtraum des Messiasreiches; dieser Wunschtraum wird um so glühender, je elender Israels wirkliche Lage sich gestaltet. Der Anbruch des Messiasreiches aber wird nicht von einer gesetzmäßigen Entwicklung erwartet, sondern von einer Weltkatastrophe: Israel braucht zur Errichtung seiner Herrschaft ein weltweites Trümmerfeld.

Die Entmachtung und Zerstörung des eigentlichen Judenstaates zwingt in der Folge die Juden zur Zerstreuung über alle Länder. Dort machen sie sich an die Propaganda für ihre Anschauungen, getragen von dem Bewußtsein ihrer „Auserwähltheit“ und von dem Wunsch, das Jahwehreich zu verbreiten und das Messiasreich vorzubereiten. Diesem jüdischen Bemühen kommt die Weltlage entgegen, weil die rassische Entartung überall einen günstigen Boden für vorderasiatische Gedanken geschaffen, gleichzeitig die politische und soziale Entwicklung eine Katastrophenstimmung hervorgerufen hat. Griechen und Römer werden immer stärker von semitischem Blut und folglich von semitischer Weltanschauung zersetzt. Damit steigt die Aufnahmewilligkeit für Vorstellungen von Sünde, Hölle, Erlösung, Gnade, Paradies und von einem internationalen Weltstaat; die Endzeiterwartung wird immer ängstlicher. Das Judentum seinerseits scheut sich durchaus nicht, alle möglichen fremden Bestandteile in sich aufzunehmen: es bildet sich das „hellenistische“, d. h. griechisch beeinflußte, Judentum — während im Raum des Mittelmeeres der „Synkretismus“, d. h. eine regellose Mischreligion, Platz greift. Hellenistische Gedanken dringen bis in die „heiligen Bücher“ der Juden und bis nach Jerusalem ein.

Um den Beginn der Zeitrechnung hat die rassische und damit die weltanschauliche Zersetzung einen Höhepunkt erreicht. Immer

haltloser werden die Menschen, immer hemmungsloser ihre Phantasien, immer greller ihre Hoffnungen, immer ängstlicher ihre Endzeiterwartung. Das Judentum bildet die schon ältere „Taufe“ nun zum „Endzeitsakrament“ um, und dieser Umbildung machen sich die Täufersekten dienstbar.

Während aber im allgemeinen der Messias erst für die Zukunft erwartet wird, kommt eine kleine Gruppe von Täufern anläßlich des Todes Jesu des Nazoräers, ihres Meisters, infolge von Visionen plötzlich zu der Meinung, Jesus sei der Messias, also sei der Messias schon gekommen und werde sich in Kürze offenbaren. Diese Jesusjünger finden einen hervorragenden und raffinierten Propagandisten in dem hellenistischen Juden Paulus. Paulus weiß die Jesuskirche von der jüdischen Kirche allmählich zu lösen; er unterstützt das Eindringen hellenistischer Gedanken, so daß die Verbreitungsmöglichkeiten unerhört anwachsen.

Dabei weiß aber diese Gruppe sich durchaus als Trägerin der jüdischen Kirche; sie übernimmt unverkürzt das Alte Testament und dessen Grundhaltung. Damit weiß sie sich aber auch als „politische Kirche“: ihr Ideal ist ebenfalls das kommende Messiasreich in prophetischer Ausprägung. Sie führt deshalb auch die jüdische Kampfesweise gegen den weltlichen Staat weiter fort — nur daß sie noch rasseloser und damit instinktloser als das Judentum wird. Ihr Ziel ist folglich: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — und zwar im Sinne des klassenlosen Zukunftsstaates im Internationalismus und Pazifismus. Dieses Ziel aber wird wiederum nicht erreicht in einer Weltentwicklung, sondern in einer Weltkatastrophe — nach dem urchristlichen Gebetsruf: „Es komme die Gnade! Es vergehe die Welt!“ Zum Eintritt in das Messiasreich sind die Menschen aller Rassen gleichmäßig aufgerufen — ausgeschlossen aber sind die Besitzenden, die kraftvollen Kämpfer und Arbeiter, die Lebensbejaher. Alles Irdische wird als wertlos beiseite geschoben und verachtet.

Das ist in großen Zügen die Geschichte der „Entstehung der politischen Kirche“ — nach dem wirklichen geschichtlichen Befund gezeichnet.

Daß der römische Staat von dieser politischen Kirche überrannt und trotz aller Bemühungen zum Nachgeben gezwungen wurde, ist gar kein „Wunder“: war doch das ganze Römerreich rassisch zersetzt und hatte dem Messiasmythus keinen eigenen Mythus entgegenzustellen.

Und daß die politische Kirche auch in der weiteren Zukunft zu bestehen und sogar zu herrschen vermochte, erklärt sich einerseits daraus, daß sie, je nach Bedarf, einen Teil ihrer Anschauungen zurückzudrängen verstand (neben den „Mönchen" standen jederzeit auch die „Kirchenfürsten") — anderseits und vorzüglich aber daraus, daß die germanischen Menschen aus ihrer Rassenseele heraus die wahren Ziele der politischen Kirche einfach nicht verstanden, sondern diese jüdische Erscheinung nach germanischer Art deuteten, „germanisierten". Erst das Wissen um die weltweite Verschiedenheit der Rassenseelen läßt das Wesen der jüdischen politischen Kirche richtig erkennen und deren Geschichte zutreffend würdigen. Und dann erst kann dem Mythus der jüdischen Kirche der arteigene Mythus des deutschen Menschen entgegentreten.

Das eben gezeichnete Bild wird aber vielleicht noch deutlicher, wenn man ihm das geschichtliche Bild des germanischen Raumes gegenüberstellt.

Lange, ehe die ersten israelitischen Horden zum Gottesberg in der Wüste zogen und dort den Jahwebund schlossen, gab es deutsche Menschen mit einer reichen Kultur und einer unüberbietbar hohen Sittlichkeit. Bei diesen Menschen gab es keine Spur einer „Kirche" als einer „organisierten Religion" — sondern das ganze Leben erwuchs aus dem „Glauben", d. h. aus der Stellung unter die höchsten Lebenswerte und Lebensgesetze. Da gab es keine Sakramente, keine Sünde und Sündenvergebung, keine Endzeiterwartung, keine Weltflucht, keine Priesterschaft, keine Mission und keine Predigt. Denn der deutsche Mensch wußte um seine Ehre als einen wirklichen Erbadel, er wußte um seine Verantwortung vor der Blutsgemeinschaft, er diente in jeder Lebenslage dieser Gemeinschaft, aus der und für die er lebte unter dem Gesetz der Ehre. Und sein Leben war begründet im Glauben an das „Urgesetz" (örlög) als die „Lebensordnung" (sköp) — wofür oft fälschlich das neuzeitliche Wort „Schicksal" gesetzt und damit ein „düsterer Schicksalsglaube" erfunden wird, der dem Germanen in Wirklichkeit fremd war. „Das Göttliche" — der Germane kannte die Bezeichnung „der Gott" nicht — war ihm Gestalt geworden und lebendig in seinem Volk: Gut und Böse, Recht und Unrecht ergab sich einzig aus der Haltung zum Volk. Und dafür brauchte der Germane keinen „Priester" — wußte er doch aus dem eigenen Blut, daß er unter dem Gesetz der Ehre als ein vornehmer Mensch

zu leben, zu arbeiten und zu kämpfen und sich zu freuen habe in Jugend und Alter; und das erlebte er von Jugend auf in der Gemeinschaft, ohne viele Worte einer „Predigt", an dem lebendigen Vorbild seiner Führer und Heldenahnen. So wußte er auch um den Ernst des Lebens, aber er kannte keine Angst vor dem Leben — solange er nicht sich selbst durch Gemeinschaftslosigkeit von der Ehre und damit vom „Frieden" ausgeschlossen hatte.

Man sieht wohl deutlich, daß in solch geschlossenem, als Ganzheit erwachsendem Leben schlechterdings nicht der geringste Raum für eine „politische Kirche" war — dieses Leben war gelebter Glaube und mußte folglich kirchenfrei sein: denn die Volksgemeinschaft ist die Gottgemeinschaft.

Nach dem Abschluß dieser Untersuchung der „Entstehung der politischen Kirche" erheben sich nun noch zwei Fragen:

Wenn die kirchliche theologische Wissenschaft in weitestem Umfang die absolute Haltlosigkeit der „Urkunden der Kirche" nachgewiesen, diese „Urkunden" als Märchen, Sagen und Fälschungen aufgedeckt und restlos entwertet hat unter voller Preisgabe der entscheidendsten Stücke — mit welchem Recht beansprucht dann noch die auf jene „Urkunden" sich berufende politische Kirche eine geistige, kulturelle, erzieherische und politische Führung im Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts?

Und zweitens: Wenn die maßgebenden Lehrer der Kirche in ihren wissenschaftlichen Veröffentlichungen den gesamten Bestand der „geschichtlichen" Bibel als freie Erfindung ablehnen, wenn sie nicht einmal vor den Gestalten der Kirchengründer haltmachen, wenn sie die Mittelpunkte des Kirchenlebens als unecht erweisen, wenn nach ihrer Darstellung rein nichts als ein Märchenbuch in der Bibel vorliegt — sollte dann nicht der deutsche Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts für sich und für seine Kinder auf die vorderasiatischen Mythen und die jüdische Kirche endgültig verzichten, um sich dafür seinen Mythus zu wählen, der seinem Blut, seiner Weltanschauung, seinem Lebensgefühl entwachsen ist: den Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts?

Druck von Radelli & Hille in Leipzig